Entsagende Liebe

Otto Elster

Otto Elster:

Entsagende Liebe



SALON-BÜCHER

Verlag Deutsche Buchwerkstätten
Dresden

Entsagende Liebe

Roman von

O. Elster

Verlag Deutsche Buchwerkstätten
Dresden

Gedruckt bei H. B. Schulze, Dresden

„Trara, Trara, Trara—a—a!" In langen Tönen hallte das Signal über das sonnenüberstrahlte Manöverfeld und aufatmend warfen sich die Truppen auf der Stelle nieder, auf der sie sich gerade befanden.

Offiziersruf wurde geblasen, das war das Zeichen, daß das Manöver zu Ende war und nur noch ein strammer Parademarsch folgte. Dann ging's in die Quartiere, am folgenden Tage auf der Bahn in die alten Garnisonen und dann hieß es: Reserve hat Ruh! Das Gesicht manches ehrlichen Burschen verklärte sich zu einem behaglichen Schmunzeln, wenn er an die Fleischtöpfe von Muttern daheim dachte, die ihm in einigen Tagen von neuem winkten. Da nahm man denn die Strapazen des letzten Manövertages willig auf sich. Alles hat ein Ende — auch die Militärzeit und das Manöver.

„Verzeihen Baroneß, ich muß mich verabschieden — mein General erwartet mich."

Der junge Dragoneroffizier mit der Adjutantenschärpe um die Brust verbeugte sich grüßend vor der schlanken Mädchengestalt, die aufrecht in dem Landauer stand, in dessen Sitz sich ein älterer Herr und eine ältere Dame — augenscheinlich die Eltern des jungen Mädchens — bequem zurücklehnten.

„Noch ein Glas Rüdesheimer, Herr Leutnant," sprach der ältere Herr lächelnd, den grünen Römer vollschenkend.

„Zum Abschied, Herr Baron — oder nein — auf baldiges Wiedersehen!“

Der junge Dragoneroffizier leerte das Glas auf einen Zug, dann warf er noch einen innigen Blick auf das errötende Antlitz der jungen Dame, grüßte nochmals und sprengte in schlankem Jagdgalopp der Anhöhe zu, auf deren Gipfel sich bereits die berittenen Offiziere um den allerhöchsten Kriegsherrn sammelten, um dessen Kritik ihrer Leistungen zu hören.

Seine Majestät waren ausnehmend zufrieden mit dem, was sie gesehen und dankten dem kommandierenden General für die vortrefflichen Leistungen seines Armeekorps.

Dann wurde der Parademarsch befohlen, und die Truppen zogen sich auf dem schon im voraus bestimmten Paradeplatz zusammen.

„Reiten Sie zum Obersten v. Bartfeld,“ wandte sich der kommandierende General an den jungen Dragoneroffizier, „sein Regiment soll die Ehrenkompagnie bei der Abfahrt Seiner Majestät stellen und nach der Parade sofort zum Bahnhof Dransleben marschieren.“

„Zu Befehl Exzellenz.“

Der junge Offizier ritt schnell davon. Der Auftrag war ihm sehr angenehm, war doch Oberst v. Bartfeld sein Vater, dem er diesen, für ihn gewiß erfreulichen Befehl überbringen konnte — ein Zeichen, daß der kommandierende General und auch Majestät mit den Leistungen des Regiments während des Manövers durchaus zufrieden gewesen waren.

Oberst v. Bartfeld ordnete gerade die Aufstellung seines Regiments, als der junge Dragoneroffizier heransprengte.

„Befehl von Exzellenz — Herr Oberst möchten eine Kompagnie sofort nach dem Parademarsch zum Bahnhof Transleben senden als Ehrenkompagnie bei der Abfahrt Seiner Majestät —"

Das verwitterte Soldatenantlitz des bereits im höheren Alter stehenden Regimentskommandeurs rötete sich vor Freude.

„Du bringst mir einen sehr erfreulichen Befehl, Henning," antwortet er, dem Sohne die Hand reichend. „Also war Exzellenz mit dem Regiment zufrieden?"

„Gewiß Papa — es konnte ja nicht anders sein. Gratuliere zum Generalmajor —" lachte Henning.

„Damit hat's noch gute Wege, mein Junge. Wenn du auf dem Rückweg Herrn und Frau Weserling siehst, bestell ihnen einen Gruß."

„Zu Befehl, Herr Oberst —"

„Na, denn auf Wiedersehen, mein Junge — mach' deine Sache weiterhin gut."

Henning grüßte lachenden Gesichts und sprengte dann davon. — Gewiß würde er Herrn und Frau v. Weserling noch einmal begrüßen, zog ihn doch sein Herz mit aller Macht nach jenem Platz, wo der Wagen Weserlings hielt, aus dem ihm zwei tiefblaue herzige Mädchenaugen entgegengrüßten.

Der Oberst setzte sich an die Spitze seines Regiments, das in dicht aufgerückten Kolonnen dastand, des Befehls zum Antreten harrend. Regiment schloß sich an Regiment: die Bajonette waren aufgepflanzt und glitzernd ruhte die Septembersonne auf dem glänzenden Wald der blanken Klingen.

Hinter der Infanterie formierte sich die Kaval-

lerie, deren bunte Uniformen, blitzende Lanzen und wehende Fähnlein einen prächtigen Anblick darboten.

Dann kam die Artillerie, die Rohre glänzend im Sonnenstrahl, die Pferde schäumend und schweißbedeckt, aber mutig in den Bügeln knirschend. Adjutanten sprengten hierhin und dorthin, die Paradelinie markierend. Kommandoworte ertönten. Pferdewiehern, Waffenklirren und Hufgestampf — an beiden Seiten des Paradefeldes drängte sich eine dichte Zuschauermenge, dort, gerade dem Standpunkt Seiner Majestät gegenüber, hielten die Equipagen der umliegenden Gutsbesitzer und der Honoratioren der nahen Stadt — Hurra-Rufe — Tücher- und Hüteschwenken als Seine Majestät mit der schier endlosen Suite über das Feld dahinsprengte — der Monarch grüßte und winkte mit der Hand und lachend flog sein Auge über die frohbewegte Menschenmasse und die stolze glänzende Truppenschar.

Und über all dem lag die strahlende Septembersonne mit flimmerndem Glanz, und die Herzen schlugen höher, als die Musik die Nationalhymne intonierte.

Nun kam Bewegung in die starren Truppenmassen.

Die dicht aufgeschlossenen Regimenter schwenkten gleichmäßig hin und her, die Fahnen flatterten, die Musikkorps spielten den alten Regimentsparademarsch, die Trommeln rasselten und mit dumpfem Schlag gaben die großen Pauken den Takt des Marsches an.

Oberst v. Bartfeld ritt unmittelbar vor den Fahnen seines Regiments, hundert Schritte vor ihm

marschierte das Musikkorps, das in der Höhe des Kaisers angekommen links abzuschwenken und sich ihm gegenüber aufzustellen hatte. Der Oberst mußte dann salutieren und in ruhigem Rechtsgalopp um den Herrscher herumreiten, an dessen linke Seite haltend, bis das Regiment vorüber war.

Des Obersten linke Hand, die den Zügel hielt, zitterte leicht. Von diesem Manöver und der Parade hing seine militärische Zukunft ab. Er war kein junger Mann mehr in Anbetracht seiner Charge und Majestät liebten möglichst junge und kräftige Männer auch in den höheren Kommandostellen. Die Verjüngung der Armee war das Schreckwort für alle alternden Offiziere. Was half eine lange ehrenvolle Dienstzeit, wenn der Krieger sich als den Strapazen des Felddienstes nicht mehr tauglich erwies? Und der Oberst war nicht der kräftigste mehr — das fühlte er selbst. Er hätte sich wohl gerne der Ruhe hingegeben — der Ehrgeiz quälte ihn nicht mehr, aber die Rücksicht auf seine Familie hielt ihn noch im Dienst zurück. Vermögen besaß er nicht; das kleine Kapital, welches seine Frau ihm zugebracht, war längst aufgebraucht — zwei Söhne und drei Töchter kosten viel, wenn man standesgemäß leben muß. Und dann der Ehrgeiz seiner Frau, die gar zu gern „Exzellenz“ werden wollte und ein glänzendes Leben liebte — die Zukunft seiner Töchter und Söhne — er mußte gut abschneiden in diesem Manöver, sonst konnte er nur die Hoffnung auf die Generalsepauletten und den Exzellenztitel begraben!

Bislang war ja auch alles trefflich gegangen. Sein Regiment war zum Ehrendienst bei Majestät

befohlen — er, der Oberst, würde selbst am Bahnhofe anwesend sein. Majestät würde ihm die Hand reichen und freundliche Worte an ihn richten — nur noch diese Parade, dann war alles gut.

Oberst v. Bartfeld richtete sich stolzer im Sattel auf, um seiner Gestalt eine jugendlichere Erscheinung zu geben. Die linke Hand faßte die Zügel, das Pferd ward unruhig. Der Oberst bedauerte zu der Parade nicht sein altes „Schlachtroß" genommen zu haben; das war an all den kriegerischen Lärm schon seit zehn Jahren gewöhnt, es ging ruhig seinen Schritt dahin und setzte fast von selbst, auf dem richtigen Punkt angekommen, zum ruhigen Rechtsgalopp an. Aber die alte treue „Liese" sah doch gar zu ruhmäßig aus, der junge Fuchs den der Oberst seit vorigem Jahre ritt, war dagegen ein prächtiges Paradepferd, dessen Haar in der Sonne wie flüssiges Gold erglänzte und dessen kleine, zierliche Hufe leicht über den kurzen Rasen des Paradefeldes dahintänzelten.

Jetzt schwenkte die Musik links ab — der Augenblick war gekommen, wo der Oberst sich an die Seite des Monarchen stellen mußte. Noch einmal wandte er sich seinem Regimente zu, ihm ein leises „Achtung" zurufend — dann richtete er sich empor, zog die Zügel fest an und legte den linken Schenkel hinter den Sattelgurt. Der Fuchs stieg leicht in die Höhe, die Hand des Obersten zwang ihn wieder in ruhigen Schritt — jetzt dröhnte die Pauke unmittelbar an seiner Seite, des Obersten Degen senkte sich salutierend, der Kaiser erhob grüßend die Hand — da scheute der Fuchs, der Oberst setzte ihm den linken Sporen in die Seite, riß ihn zurück, wie er's gewohnt war

bei der alten „Liese“ — aber der Fuchs stieg kerzengerade in die Luft, schlug mit den Vorderhufen und stürzte rücklings nieder, seinen Reiter unter sich begrabend.

Ein Schreckensruf durchzitterte die Luft, die beiden Offiziere, welche neben den Regimentsfahnen marschierten, sprangen hinzu — der Fuchs sprang auf und jagte in wildem Lauf davon — regungslos lag der Oberst am Boden.

Das Regiment stockte in seinem Marsch. Auf den Wink des Monarchen trugen zwei Unteroffiziere den Gestürzten zur Seite hinter die Musik — der Oberstleutnant setzte sich an die Spitze des Regiments — die Musik intonierte wieder den Parademarsch — die Trommeln rasselten — die Fahnen wehten und festen, dröhnenden Schrittes marschierte das Regiment über den Platz des Unglücks an dem Allerhöchsten vorüber, der regungslos auf seinem Pferde saß und die vorüberziehenden Fahnen durch Erheben der Hand salutierte.

Hinter der Front des Musikkorps ruhte Oberst v. Bartfeld auf dem grünen Rasen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Mehrere Militärärzte waren um ihn beschäftigt, Henning kniete neben ihm und hielt das Haupt des Vaters in den Armen.

Jetzt trat der Generalarzt des Kaisers heran.

„Majestät schickt mich — wie geht's dem Gestürzten?“

„Ein sehr bedenklicher Fall, Exzellenz,“ entgegnete ein Stabsarzt. „Ein Sattelknopf hat ihm den Unterleib gequetscht — dazu der Bruch des Beckens.“

„Hm — eine sehr schwere Verletzung. Majestät stellt den Wagen zur Verfügung —"

„Der Verletzte wird kaum auf längere Dauer zu transportieren sein, Exzellenz. Wenn wir ihn nur lebend bis zur nächsten Stadt schaffen können —"

„Das Beste wäre," nahm der andere Arzt das Wort, „wenn hier in der Nähe eine Unterkunft zu finden wäre."

„Verzeihen die Herren," ließ sich da plötzlich eine andere Stimme vernehmen, „ich stelle mein Haus sehr gern zur Verfügung, mein Gut liegt kaum eine Viertelstunde entfernt — mein Name ist Landrat v. Weserling auf Weserlingen —"

„Herr Landrat — Sie wollten —" mehr vermochte Henning v. Bartfeld nicht zu sprechen. Mit Tränen im Auge reichte er ihm die Hand.

„Mut, mein junger Freund," entgegnete der Landrat. „Mein Wagen steht zu Ihren Diensten, meine Herren," wandte er sich wieder an die Aerzte.

„Es ist bereits ein Adjutant fort, um einen Wagen zu holen," sagte der Generalarzt. „Aber Ihr Wagen, Herr Landrat, ist ja auch sehr geräumig — es wird das beste sein, wir nehmen Ihr Anerbieten an, damit der Verletzte so bald als möglich zur Ruhe kommt."

Der Stabsarzt winkte mehrere Lazarettgehilfen, welche den Verunglückten aufhoben und vorsichtig zu dem Wagen des Herrn v. Weserling trugen.

Oberst v. Bartfeld stöhnte einige Male schmerzlich auf, dann lag er wieder regungslos still.

Mit Tränen in den Augen begrüßte Fräulein v. Weserling Henning.

„Wie schrecklich —" flüsterte sie mit bebender Stimme. „Wie ich Sie bedaure —"

„Das ist ein trauriges Wiedersehen, Herr Leutnant," fügte Frau v. Weserling hinzu, der man es jedoch anmerkte, daß sie nur ungern ihren bequemen Sitz im Wagen dem Verwundeten einräumte. Aber sie mußte sich in das Unvermeidliche schicken.

„Ich sende euch einen anderen Wagen," sagte der Landrat. „In einer halben Stunde ist er hier. Erwartet ihn dort an der Windmühle."

Ein Arzt, ein Lazarettgehilfe und der Landrat nahmen im Wagen neben dem Verletzten Platz, während sein Sohn nebenher ritt.

So setzte sich der traurige Zug langsam in Bewegung, während in der Ferne die Musik verhallte und das Hurra der Menge ertönte, mit dem sie den davonreitenden Monarchen stürmisch begrüßte.

*

Schloß Weserlingen war ein großer Steinbau in dem nüchternen Stil des Zeitalters Friedrichs des Großen. In den schlesischen Kriegen Friedrichs war das frühere mittelalterliche Schloß ein Raub der Flammen geworden, und der damalige Besitzer, ein General v. Weserling, hatte nicht Mittel genug gehabt, um es in seiner früheren Gestalt wieder aufzubauen. Er hatte an dessen Stelle ein weitläufiges Gebäude aus Ziegelsteinen gesetzt, indem er zugleich aus den Steinen des früheren Schlosses die abgebrannten

Stallungen des Gutes wieder errichten ließ. Wassergräben und Zugbrücke waren verschwunden, und wo sich früher Wall und Mauer erhoben, breitete sich jetzt ein weiter hübscher Park mit alten Bäumen und einem fischreichen kleinen See aus.

Nur ein alter, mächtiger Turm erinnerte noch an die frühere Gestalt und Bestimmung des festen, zur Verteidigung eingerichteten Schlosses.

Die späteren Besitzer hatten dann durch Neu- und Umbauten das Schloß erweitert.

So war ein ziemlich stil- und regelloser Bau entstanden, dessen große Räume wohl allen Bedürfnissen einer reichen Familie entsprachen, aber das Auge des Baukünstlers wenig befriedigen konnten. Dennoch machte das Schloß — umgeben von den hohen Bäumen des Parkes, der breiten Freitreppe nach dem vorderen Hofe zu, auf dessen Torweg eine schattige Lindenallee zuführte, und der weinumrankten Veranda an seiner Gartenfront, von der aus man eine hübsche Aussicht in den Park und das platte Land genoß — einen behaglichen und vornehmen Eindruck. Wohlbefestigter, gediegener Reichtum schien die Grundlage dieses Sitzes zu sein, welcher Eindruck indessen gestört wurde, wenn man einen Blick auf den Wirtschaftshof und in die Wirtschaftsgebäude warf. Hatte im Schloß alles einen großen Anstrich, empfingen einen dort reich gallonierte Diener, wirtschafteten in Küche und Haus zahlreiche Mägde — so schien es in den Wirtschaftsräumen überall zu fehlen, und man gewann den Eindruck, daß das, was im Schloß aufgewandt wurde, auf dem Wirtschaftshof erspart werden sollte.

Und die Wirtschaft mußte gar viel in das Schloß abliefern, denn ein glänzendes Leben entfaltete sich in diesem, wenn die Familie des Landrats anwesend war oder der Landrat mit den Seinen in Berlin weilte, was fast den ganzen Winter über der Fall war, da Herr v. Weferling Abgeordneter für seinen Kreis war. Außerdem stand Otfried, der Sohn des Landrats, bei den Gardekürassieren in Berlin und die älteste Tochter Mechthild war an einen Rittmeister der Gardedragoner verheiratet. Zu Hause war nur noch Kitty, die eben achtzehn Jahre geworden, denn der jüngste Sohn Kurt besuchte das Kadettenkorps in Großlichterfelde.

Während des Manövers hatte ein reges Leben in Schloß Weferlingen geherrscht. Kein Tag verging ohne zahlreiche Einquartierung, ohne glänzende Feste, zu deren einem sogar Seine Majestät erschienen war.

Die letzten Tage hatte der kommandierende General mit seinem Stabe in Weferlingen gelegen, und so kam denn Henning v. Bartfeld, der als Ordonnanzoffizier zu Exzellenz kommandiert war, in näheren Verkehr mit der Familie des Landrats.

Herr v. Weferling liebte es, aus dem Vollen zu leben und zu geben. Ein gutmütiger und leichtherziger Charakter, ließ er für seine noblen Passionen der Jagd und eines reichbesetzten Tisches mehr darauf gehen, als seine Mittel eigentlich erlaubten, den Anforderungen seiner Kinder oder seiner anspruchsvoll erzogenen Gattin setzte er auch nicht die erforderliche Festigkeit entgegen, sorglos lebte man in den Tag hinein, ohne sich um die Zukunft große Skrupel zu machen.

Einstweilen war ja auch noch kein Grund für irgendwelche Sorge vorhanden und die Zukunft würde schon die weitere Hilfe bringen. Gastfrei bis zum äußersten, war der Landrat in den weitesten Kreisen beliebt und ein stets gern gesehener Gast, wie denn auch sein Haus selten von Gästen leer war.

Auch durch die Aufnahme des verletzten Oberst v. Bartfeld kam wieder viel Unruhe in das Schloß. Nicht nur, daß der Oberst, sein Diener, ein Lazarettgehilfe und ein Arzt gastfreie Aufnahme fanden, lud der Landrat auch noch Frau v. Bartfeld mit ihren beiden Töchtern ein, und Henning blieb ebenfalls noch mehrere Tage als Gast auf Weferlingen.

So gab es denn jeden Tag eine große Mittagstafel und abends größere Gesellschaften, an denen auch die Besitzer der umliegenden Rittergüter und die Offiziere der nächsten Garnison dann und wann teilnahmen.

Die Verwundungen des Oberst stellten sich zwar als sehr schwer, aber nicht als lebensgefährlich heraus; seine kräftige Natur überwand bald das Fieber und es bedurfte nur einiger Wochen großer Ruhe und sorgsamer Pflege, um ihn soweit herzustellen, daß er nach seiner Wohnung transportiert werden konnte.

Freilich mit dem Weiterdienen war es nichts; der Bruch des Beckens verheilte zwar, aber in den Sattel würde der Oberst nie mehr steigen können, zum Gehen mußte er aber die Hilfe eines krückenartigen Stockes in Anspruch nehmen.

Heute, an einem schönen warmen Oktobertage, lag der Patient in Decken eingehüllt auf einer Chaiselongue, welche man auf die Veranda geschoben hatte.

Henning saß bei ihm, während sich die jungen Damen im Garten mit Tennisspielen vergnügten, dem der Landrat und die älteren Damen zusahen.

Der junge Dragoneroffizier war erst am Morgen des heutigen Tages eingetroffen, um seinen Vater bei der auf morgen festgesetzten Rückreise in seine eigene Wohnung in der Stadt zu unterstützen.

Auf dem Antlitz des alten Herrn lag ein freundliches und doch ernstes Lächeln. Er hielt die Rechte seines Sohnes in seinen Händen und blickte voll väterlichen Stolzes auf die kräftig-schlanke Gestalt Hennings.

„Ich danke dir, mein Junge," sagte er bewegt, „daß du zu meiner Rückreise gekommen bist. Es freut mich immer, wenn ich dich sehe, aber noch mehr freut mich die Nachricht, welche du mir gebracht hast — dein Kommando zur Kriegsakademie nach Berlin — dann werden wir uns sehr bald wiedersehen und für lange Zeit zusammenbleiben können."

„Zusammenbleiben, Papa? Dein Regiment liegt doch weit entfernt von Berlin?"

„Ach, mein lieber Junge, mit dem Regiment ist es vorbei. Ich werde nicht wieder in den Sattel steigen — sondern Majestät um meinen Abschied bitten."

„Aber der Arzt meinte doch —"

„Ja, der Arzt — um Mama zu beruhigen! Mir persönlich hat er jedoch die Wahrheit nicht verhehlt, und ich fühle es auch, daß ich ein Krüppel bleibe —"

„Papa!"

„Ja, mein Sohn, man darf sich keinen falschen Hoffnungen hingeben. Am allerwenigsten wir Soldaten! Ich habe meine Pflicht dem Könige und dem

Vaterlande gegenüber erfüllt, so lange es ging — ich hätte auch gern noch meine alten Knochen weiter in des Königs Dienst gestellt, aber jetzt bin ich zusammengebrochen — wenigstens jedoch in den Sielen, wie ein edles Pferd!"

„Auf dem Felde der Ehre, Papa —"

„Ich hoffe, daß ich mit Ehren meine Pflicht erfüllt habe. Weiter geht's aber nicht — und ich ziehe mir den Zivilrock an — das Schicksal aller alten Krieger."

„Majestät hat sich öfter nach deinem Befinden erkundigen lassen. Er wünscht, daß du im Dienst bleiben könntest."

„Die alten gebrochenen Knochen wollen nicht mehr. Meine Stunde hat geschlagen. Meinen Degen lege ich in die Hände meines Königs zurück."

Eine Pause trat ein.

Ernsten Auges blickte der Oberst in das Gewirr der Blätter, die sich bereits gelb und rot färbten, dann seufzte er leise auf und ergriff wieder die Hand des Sohnes.

„Henning, mein Junge," sprach er weich und ernst, „ich weiß daß ich dir vertrauen darf! Du bist ein tapferer, braver Mensch — nein, unterbrich mich nicht — dir darf ich es sagen, daß ich mit Sorgen in die Zukunft sehe, und daß auf deine Schultern manche Last geladen werden wird. Du weißt, Henning, daß wir kein Vermögen besitzen. Eure Erziehung, die Aussteuer Ernas bei ihrer Verheiratung mit Hauptmann v. Schenk, das Studium deines Bruders Erich — das alles hat viel gekostet und unser kleines Kapital aufgebraucht."

„Sorge dich deshalb nicht, Papa, du weißt, daß ich keine großen Ansprüche mache, ich helfe mir schon durch. Und für Euch ist ja gesorgt durch deine Pension."

„Ja — solange ich lebe!"

„Du bist noch nicht alt, Papa."

„Aber ich habe einen Knacks weggekriegt! Es kann bald mit mir zu Ende gehen! Und was soll dann aus deiner Mutter und deinen Schwestern werden, die an ein sorgenloses Leben gewohnt sind? Erich braucht noch mehrere Jahre Zuschuß, er ist jetzt Referendar, er möchte bei der Regierung eintreten — ehe er ein auskömmliches Gehalt bezieht, können noch Jahre vergehen."

„Papa, weshalb diese schwarzen Gedanken? Es wird sich schon alles machen."

„Ich will es hoffen. Nur um eines bitte ich dich, Henning! Wache über deine Mutter und deine Geschwister. Ich weiß, daß du hierher gekommen bist, nicht nur um deinen alten Vater —"

„Aber Papa —"

„Meine Augen sind noch gut, mein Junge," fuhr der Oberst lächelnd fort, „und Kitty v. Weferling ist ein reizendes Mädchen — siehst du, jetzt wirst du rot! Na, ich würde gern meinen Segen zu einer solchen Verbindung geben — aber du mußt stets bedenken, Henning, daß du nichts besitzest als deine Stellung. Des Landrats Verhältnisse sind nicht die glänzendsten; wenn er auch große Einnahmen hat, so ist er doch kaum imstande, seinen Töchtern Vermögen mitzugeben. Er lebt sehr flott, ist ein reizender, liebenswürdiger Mensch — aber, mein Junge, sei vorsichtig

— es ist nicht alles Gold, was glänzt! Denke vor allem an deine Karriere, denke an deine Geschwister, die nach meinem Tode auf dich angewiesen sind."

„Ich werde daran denken, Vater," entgegnete der junge Offizier mit fester Stimme.

Aber seine Wangen überzog eine leichte Blässe und um seine Lippen zuckte es schmerzlich.

„Ich habe dein Wort, Henning?"

„Du hast es, Papa."

„Ich danke dir, mein Junge! Verzeih mir, wenn ich dir vielleicht Schmerz bereitet habe, aber es ist besser, frühzeitig eine liebe Hoffnung im Keime zu ersticken, als sie im Herzen tiefer wurzeln zu lassen, so daß sie nur mit Gefahr des ganzen Lebensglückes zu entfernen ist. Wir verstehen uns jetzt, mein Sohn. Laß uns nun nicht mehr über die Angelegenheit sprechen. Du bist jung — genieße deine Jugend harmlos, aber vergiß dabei nie, daß du mit dem Rock des Königs ernste Pflichten übernommen hast. Und nun geh zu den jungen Leuten — ich möchte ein wenig ruhen."

Der junge Offizier führte in ehrerbietigem Kuß die Hand des Vaters an die Lippen, der ihm zärtlich über das lockige, blonde Haar strich.

Dann erhob er sich und stieg langsam die Stufen der Veranda hinab, während der Oberst in die Kissen zurücksank und mit ernsten Augen in das bunte Blättergewirr über seinem Haupte emporstarrte.

Hennings Herz krampfte sich in tiefem Weh zusammen. Des Vaters Worte hatten eine liebliche Hoffnung geknickt, welche in den letzten Wochen in seinem Herzen emporgekeimt war.

Zögernd schritt er weiter. Das fröhliche Lachen, welches vom Tennisplatze herüberschallte, schnitt ihm ins Herz. In einiger Entfernung blieb er stehen und beobachtete die jugendlichen, schlanken Gestalten, welche in munterem, flottem Spiel sich die Bälle zuschleuderten.

Seine Schwestern Emmi und Elfriede waren eben erst der Schule entwachsen, mit fliegenden Locken, heißen Wangen und blitzenden Augen gaben sie sich dem Spiele hin und lachten hell auf, wenn Kurt v. Weserling, der als Kadett die Einberufung zu seinem Regiment in dem väterlichen Hause erwartete, einen ungeschickten Schlag tat. Der jugendliche Uebermut seiner Schwestern stand in einem gewissen Gegensatz zu dem ernsteren Wesen Kittys, deren große, tiefblaue Augen öfter nach der Veranda hinüberschweiften, wo sie Henning wußte. Jetzt errötete sie leicht, als ihre Blicke denen des jungen Offiziers begegneten.

„Wollen Herr Leutnant meine Stelle einnehmen?" fragte der Kadett höflich.

„Ich danke Ihnen — spielen Sie nur weiter."

„Das Spiel ist gerade aus — eine neue Partie beginnt."

„Ich bin etwas müde," sagte Kitty. „Möchten wir nicht ein wenig pausieren?"

„Gewiß — wenn Sie es wünschen, Kitty. Kurt, Sie wollten uns doch auf den See hinausrudern!" meinten die Schwestern Hennings.

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte der Kadett galant und alle drei eilten davon.

Lächelnd blickte Kitty ihnen nach, dann nahm sie auf einer Bank unter einer breitästigen Platane Platz.

„Ihre Schwestern sind allerliebst," sagte sie, zu Henning aufblickend.

„Junge, übermütige Dinger, welche noch nicht das geringste von des Lebens Sorge wissen!"

„Wie ernst Sie das sagen! Von des Lebens Sorge zu sprechen, das klingt etwas seltsam in dem Munde eines jungen flotten Offiziers," setzte sie schelmisch hinzu.

„Ich komme vom Krankenbett meines Vaters, das hat mir wohl die ernsten Worte in den Mund gelegt — verzeihen Sie — es ist dies allerdings kein Gesprächsstoff für eine junge Dame —"

„Halten Sie mich für so oberflächlich?" sprach Kitty.

„O nein — gewiß nicht — indessen — Sie sind ja umgeben von des Lebens Freude und Glanz, wie sollen Sie da solche ernste Gedanken hegen?" erwiderte Henning.

„Und doch denke ich öfter über des Lebens Ernst nach. Ich gehe wahrlich nicht blind durch das Leben, um nicht auch dessen Schattenseiten zu sehen." Kitty war bei diesen Worten ebenfalls ernst geworden.

„Für Sie, Baronesse, soll das Leben nur die sonnigsten Seiten hervorkehren! Sie verdienen alles Glück, alle Liebe — allen Sonnenschein —"

Er stockte. Er erschrak über seine eigenen Worte, die nur zu deutlich das Innere seines Herzens verrieten.

Kitty senkte das Haupt. Eine leichte Glut überflammte ihre Wangen und wie ein leises Beben schien es durch ihre schlanke und biegsame Gestalt zu zittern.

Henning wandte sich ab und zerpflückte einige Blätter eines tief herabhängenden Zweiges. Er sah nicht den scheuen, zärtlichen Blick ihrer Augen und das glückliche Lächeln, das so weich ihre Lippen umspielte. Er hörte noch die mahnenden ernsten Worte des Vaters in seinem Herzen nachklingen, ein Seufzer entfloh seinen Lippen, dann aber richtete er sich energisch empor.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," sagte er leicht ironisch. „Morgen geht es wieder in den Dienst — und — und — wir werden uns lange Zeit nicht wiedersehen, Baroneß!"

„Sie gehen nach Berlin?"

„In einigen Wochen erst."

„Auch wir gedenken nach Weihnachten nach Berlin zu kommen."

Er wollte rasch bemerken, wie er sich freue, sie dann wiederzusehen — aber er bezwang sich und sagte förmlich:

„Dann werde ich hoffentlich die Ehre haben, Sie wieder einmal begrüßen zu dürfen, Baroneß."

Es ging wie ein jähes Erschrecken über das Antlitz Kittys. Sie mochte wohl eine andere Antwort erwartet haben. In ihren Augen schimmerte es jetzt feucht wie von zurückgehaltenen Tränen, als sich Henning jetzt dem Landrat zuwandte, welcher mit Frau v. Bartfeld und seiner Gattin von einem Spaziergange durch den Park zurückkehrten und an der Bank vorüberkamen.

Das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung. Kitty ging schweigend neben den anderen her. Ihr war so weh ums Herz, sie wußte selbst kaum warum.

Wie herbstliche Stimmung schlich es sich in ihre Seele, und der Ton eines melancholischen Herbstliedes klang in ihrem Herzen wieder:

„Ach, schon blühen die blassen Malven,
Und die Rosen sind verwelkt —“

*

„Herr Oberst können die Wohnung unbesorgt nehmen. Es ist das vornehmste Haus in der ganzen Straße, drei Zimmer Front, vier Zimmer nach hinten heraus — nach dem Garten, Herr Oberst — denn unser Hof ist schon mehr ein Garten, wie sich die Herrschaften selbst überzeugen wollen.“

Mit diesen Worten öffnete der Schuhmachermeister und Portier des „hochherrschaftlichen Hauses“ auf der „vornehmsten Straße“ im Westen Berlins das breite Fenster der „Berliner Stube“, aus dem man in der Tat einen hübschen Blick über mehrere aneinanderstoßende gartenähnliche Höfe genoß. Die hohen Mauern der Hinterhäuser warfen jedoch selbst zur Mittagszeit einen tiefen Schatten auf die Gärten, die dadurch ein finsteres, feuchtes Aussehen erhielten.

Oberst v. Bartfeld, der sich fest auf seine derbe Krücke stützte, schien die Aussicht zu gefallen.

„Was meinst du, Erna?“ wandte er sich an seine Gattin, „sollen wir die Wohnung nehmen? Ich glaube, sie ist passend für uns — wenn auch etwas sehr teuer — sieh nur den hübschen Garten.“

Frau v. Bartfeld wandte sich mit gleichgültigem

Achselzucken ab und prüfte mit ihrer langstieligen Lorgnette die schwere Stuckdecke und den spiegelblanken Parkettfußboden des Zimmers.

„Der Garten ist mir sehr gleichgültig," entgegnete sie in ihrer ruhigen kalten Weise. „Ich liebe es nicht, den Aufenthalt im Garten mit soundso viel anderen Familien zu teilen, wie das in diesen Mietshäusern der Fall ist. Aber die Wohnung sagt mir zu. Dieses Zimmer könnte man als Speisesaal benützen, die Zimmer vorn heraus als Gesellschaftsräume und Wohnzimmer — die Ausstattung der Wohnung ist angemessen, nur die drei Treppen sind lästig."

„Bitte, gnädige Frau," warf der Portier ein, „eigentlich nur zwei Treppen, denn das Hochparterre, wo der Hauswirt wohnt, zählt doch nicht mit."

„Nun, es soll mir auf die eine Treppe nicht ankommen. Ich bin des Suchens nach einer Wohnung überdrüssig! Sprich mit dem Hauswirt, lieber Erich, damit wir einziehen können," setzte Frau v. Bartfeld hinzu.

„Willst du nicht mitkommen, Erna?"

„Nein, diese Verhandlungen sind mir zuwider. Ich fahre nach dem Kaiserhof-Hotel zurück und werde mit Emmi und Elfriede noch einige Besorgungen machen. Zum Diner sehen wir uns wieder, dann wirst du ja alles Geschäftliche erledigt haben."

Sie nickte ihrem Gatten zu und entfernte sich langsam, im Durchschreiten der Räume deren Ausstattung noch einmal flüchtig musternd.

Der Oberst seufzte leicht auf.

„Führen Sie mich zu Herrn Gehrmann," wandte

er sich an den Portier. „Meinen Namen wissen Sie ja, Oberst v. Bartfeld."

„Zu Befehl, Herr Oberst," entgegnete der Schuhmacher und Portier, indem er versuchte, seiner gekrümmten Gestalt eine militärische Haltung zu geben. „Wenn Herr Oberst mir folgen wollen, Herr Gehrmann ist gerade jetzt zu sprechen."

Das fünfstöckige Haus war auf das Eleganteste eingerichtet. Die Marmorstufen der Treppen waren mit dicken roten Läufern belegt, die Treppengeländer schwer vergoldet, an den Wänden befanden sich künstlerisch ausgeführte Gemälde, die Flurfenster bestanden aus wertvollen farbigen Glasscheiben. Auf dem Treppenabsatz waren Ruhebänke aufgestellt, elektrisches Licht beleuchtete am Abend das Treppenhaus, das den Eindruck machte, als befände man sich in einem fürstlichen Schlosse. Freilich, je höher man hinaufkam, desto einfacher wurde die Ausstattung, bis die Treppen, welche zu den Malerateliers unter dem Dache führten, das Aussehen eines einfachen bürgerlichen Hauses zeigten.

Aber wer kam bis zu dieser schwindelhaften Höhe hinauf? Frau Oberst v. Bartfeld, geborene Gräfin v. Schaardorf, sicherlich nicht! Die Welt über drei Treppen hoch war für sie nicht vorhanden.

Vor der Tür der Gehrmannschen Wohnung mußte man einige Zeit warten, ehe geöffnet wurde.

Der Oberst ward schon ungeduldig, er wollte das öffnende Dienstmädchen rauh anlassen, aber erstaunt blickte er auf die schlanke, junge Dame, welche die Tür öffnete. Ein einfaches, dunkles Hauskleid umschloß die jugendliche, hohe Gestalt; hellblondes, gelocktes

Haar floß in natürlichen Wellen auf die Schultern nieder und große, sanftblickende, tiefblaue Augen sahen ernst und mild unter langen dunklen Wimpern hervor. Eine leichte Röte überflutete die zarten Wangen des jungen Mädchens.

„Verzeihen Sie, wenn nicht gleich geöffnet wurde," sagte sie mit sanfter, etwas verschleiert klingender Stimme. „Unser Mädchen ist nicht da."

„Ach, Fräulein Gehrmann, das macht ja nichts," meinte lachend der Portier. „Ich bringe dem Herrn Vater 'nen neuen Mieter — Herr Oberst v. Bartfeld" — setzte er würdevoll und stolz hinzu.

Das junge Mädchen errötete noch tiefer, der Oberst verbeugte sich artig.

„Kann ich Ihren Herrn Vater sprechen, mein Fräulein?" fragte er.

„Mein Vater ist in seinem Zimmer. Bitte hier einzutreten!"

Sie öffnete die Tür eines Zimmers und sagte:

„Papa, ein Herr wünscht dich zu sprechen."

Dann ließ sie den Oberst v. Bartfeld eintreten und entfernte sich rasch.

Vor dem mit Papieren, Rechnungen und Briefen bedeckten Schreibtisch, der zwischen den beiden Fenstern des Zimmers stand, erhob sich schwerfällig die robuste Gestalt eines in den sechziger Jahren stehenden Mannes, dessen Toilette manches zu wünschen übrig ließ. Der graue Jackettanzug zeigte deutliche Spuren eines ehrwürdigen Alters. Der Hemdkragen war nicht ganz sauber und der Schlips war zerknittert und abgenützt.

Zu diesem nachlässigen Anzuge paßten die recht

schweren Brillantringe an den Händen des Hausbesitzers und die dicke goldene Uhrkette gar nicht. Das stark gerötete Antlitz des Herrn Gehrmann stimmte dagegen mehr mit dem Anzuge überein. Die grauen, ungeordneten Haare, den ungepflegten Bart, die kleinen graugrünen Augen und den Glanz auf den Wangen konnte man sich kaum anders als bei einer so nachlässig gekleideten Gestalt denken.

Es gab kaum einen größeren Gegensatz als zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Männern. Auf der einen Seite vollkommene Korrektheit und Vornehmheit in der dunkel gekleideten Erscheinung, auf der anderen Seite die achtlose Vernachlässigung des Aeußeren, gepaart mit dem Zurschautragung eines nicht gewöhnlichen Reichtums.

„Sie wünschen, mein Herr," fragte Herr Fritz Gehrmann, der Besitzer von zehn großen Häusern in den besten Gegenden Berlins.

„Mein Name ist Oberst v. Bartfeld," entgegnete der alte Offizier mit vornehmer Zurückhaltung. „Ich habe mir die Wohnung in der zweiten Etage angesehen und wünsche sie zu mieten."

„Sehr angenehm, Herr Oberst. Sind noch im Dienst?"

Ein Schatten überflog das Antlitz des alten Herrn.

„Nein, ich stehe seit einigen Monaten zur Disposition."

„Hm, hm," räusperte sich der Hausbesitzer in einem Tone, der dem Obersten die Zornesröte in die Stirn trieb. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Oberst — bitte hier ein Sessel — wir können dann

alles in Ruhe besprechen. Also die Wohnung kostet zweitausend Mark —"

„Ich weiß, der Portier sagte es mir."

„Haben Sie Familie, Herr Oberst?"

„Zwei unverheiratete Töchter — einen Sohn in der Armee, einen Sohn in der Verwaltung — aber wozu diese Frage?"

„Verzeihen Sie — ich informiere mich gern über die Familienverhältnisse meiner Mieter — außerdem Ihr Name interessiert mich besonders."

„Mein Name?"

„Ja, wissen Sie, Herr Oberst — als Junge habe ich viel mit einem Erich v. Bartfeld gespielt. Er war der Sohn eines alten invaliden Majors v. Bartfeld, der die erste Etage im Hause meines Vaters bewohnte."

„Major v. Bartfeld war mein Vater —"

„Dann sind Sie jener Erich v. Bartfeld?"

„Allerdings — und Sie — Fritz Gehrmann — der Sohn des alten Webermeisters Gehrmann in Rixdorf?"

„Freilich, Herr Oberst, ich bin der Fritz Gehrmann."

„Das ist ja eine eigene Ueberraschung," sagte der Oberst lächelnd. „Treffen sich zwei Spielkameraden nach fünfzig Jahren wieder — der eine als invalider Soldat — der andere als —"

„Als Berliner Hausbesitzer," lachte Gehrmann. „Ja, ja, Herr Oberst, die Zeiten haben sich geändert. Erinnern Sie sich noch des kleinen Hauses von meinem Vater? Den ganzen Tag saß mein Vater an seinem Webstuhl — und Ihr Herr Vater saß oben in der

guten Stube und rauchte seine Pfeife. Du lieber Gott, die gute Stube sah auch ein wenig ärmlich aus. So ein invalider Major hatte damals nicht viel zu beißen — aber nichts für ungut, Herr Oberst! Bei uns, dem Webermeister Gehrmann, sah es auch nicht glänzend aus."

„Jetzt scheinen Sie in desto glänzenderen Verhältnissen zu leben."

„Nun ja, es hat sich dann so gemacht. Als Ihr Vater starb, da kamen Sie in das Kadettenkorps und ich zu einem Kaufmann in die Lehre. Wir haben uns nicht wiedergesehen, ein jeder hat seine Karriere gemacht. Sie sind zum Oberst und ich zum Berliner Hauswirt avanciert. Als nämlich die Bauunternehmungslust in Rixdorf einschlug, da verkaufte ich das Grundstück meines Vaters zu einem famosen Preise und legte mich auf die Spekulation. Na, und ich habe es auch ein bißchen vorwärts gebracht. Zehn Häuser, Herr Oberst, in der feinsten Gegend!"

„Da gratuliere ich. So gut ist es mir allerdings nicht gegangen."

„Jeder, was er verdient, Herr Oberst. Sie haben Rang und Stand, Orden und Ehren — das ist auch etwas wert. Aber erinnern Sie sich noch, Herr Oberst, wie wir in der Hasenheide Räuber und Soldaten gespielt haben? Du lieber Himmel, das ist jetzt längst vorüber. Na ja, die Zeiten ändern sich. Die Hasenheide ist jetzt in 'nen Stadtteil mit schönen großen Häusern umgewandelt. Mit der Unternehmungslust ist das auch 'ne schöne Sache. Aber hübsch war es doch als die Hasenheide noch 'ne halbe Wildnis war!"

„Ich hoffe, noch oft alte Erinnerungen mit Ihnen austauschen zu können — aber jetzt möchte ich doch — meine Frau erwartet mich —“

„Ach so, wegen der Wohnung! Na, natürlich kriegen Sie sie, Herr Oberst. Ist aber zweitausend Mark nicht 'n bißchen viel für Sie?“

„Das zu beurteilen überlassen Sie gefälligst nur mir!“

„Na, ja, ich meinte, weil — entschuldigen Sie nur, der Herr Vater, der Herr Major wohnte für 150 Taler. Ja, aber die Zeiten ändern sich! — Also, Herr Oberst, Sie nehmen die Wohnung? Wann ziehen Sie ein?“

„Sobald wie möglich. Unsere Sachen stehen bereits hier auf einem Speicher.“

„Abgemacht! Kontrakt schicke ich Ihnen zu — wo wohnen Sie, Herr Oberst?“

„Im Kaiserhof!“

„Schön, schön. Ich freue mich riesig, daß Sie mein Mieter werden, Herr Oberst. Wenn mal was ist — ich meine, wenn Sie oder Frau Gemahlin mal 'nen Wunsch haben — na, ich bin nicht so, wie andere Berliner Hauswirte. Alles wird gemacht, Herr Oberst. Alles, sage ich Ihnen.“

„Ich denke, wir werden schon gute Freundschaft halten, Herr Gehrmann.“

„Denk' ich auch, Herr Oberst, denk' ich auch! Ebenso gute Freundschaft wie mein Vater mit Ihrem Vater, dem Herrn Major. Dreißig Jahre haben sie zusammen gewohnt, na ja, sie waren auch Kriegskameraden von Anno 13. Also auf Wiedersehen, Herr Oberst! Ich bitte sehr um Empfehlung an Frau Ge-

mahlin, bitte, hier, Herr Oberst — empfehle mich Ihnen —"

Bis zur Korridortüre brachte Herr Gehrmann seinen neuen Mieter, von dem er sich dann mit herzlichem Händedruck verabschiedete.

Mit vergnügtem Lächeln kehrte er in sein Zimmer zurück.

„Ein netter Mann, der Oberst," murmelte er vor sich hin.

„Zahlt ohne zu handeln zweitausend Mark. Woher er wohl das Geld hat? Von seiner Pension kann er es nicht nehmen. Na, mir ist's einerlei — aber wenn's mal mit der Miete hapert — ich will kein Unmensch sein."

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und vertiefte sich in seine Briefe und Rechnungen.

Indessen schritt Oberst v. Bartfeld langsam die Potsdamer Straße hinauf. Auf seinem schönen, vornehmen Soldatenantlitz zeigte sich ein nachdenklicher Zug; öfter bewegten sich seine Lippen leicht, als murmelten sie leise Worte. Wer genauer hätte hinhören können, würde vernommen haben, daß der alte Herr im Kopfe rechnete. Die Lippen flüsterten Zahlen, und die Züge des sonst so freundlichen Gesichts verdüsterten sich mehr und mehr.

*

Herr Fritz Gehrmann war ein Philosoph. Mit seiner gewöhnlichen Redensart: „Die Zeiten ändern sich!" half er sich und anderen über manche unangenehme Situation hinweg. — Gutmütig beanlagt, fehlte ihm doch nicht die Geschäftsklugheit, die ihn zu einem reichen Manne gemacht hatte. Sein von Geschäften aller Art angefülltes Leben hatte ihm keine Zeit gelassen, sich eine tiefere Bildung anzueignen; was er in der Gemeindeschule und später auf einer Handelsakademie gelernt, machte so ziemlich alles aus, was er wußte. Dagegen besaß er große Achtung vor Wissen und Gelehrsamkeit, vor Bildung und vornehmem Stand und Rang. Früher hatte er sich seiner geringen Bildung so manchmal geschämt.

„Wissen Sie," erzählte er oft in vertrautem Freundeskreise, „ich kam mir zuweilen recht dämlich vor. Dem mußte abgeholfen werden; ich nahm mir also eine Frau, die mir in der Bildung über war. Meine Lene war nämlich Gouvernante in 'ner gräflichen Familie und die Tochter eines im Kriege gefallenen Leutnants. Viel mehr als ihre Bildung hatte sie nicht, aber das schadete nichts — was ihr fehlte, besaß ich und was mir fehlte, das hatte sie. Und so sind wir beide sehr gut miteinander ausgekommen. Ich habe von ihr gelernt und sie — na, die Zeiten ändern sich. Aber ich glaube bestimmt, sie kann ganz zufrieden sein."

Und Frau Helene Gehrmann war mit der Zeit wirklich ganz zufrieden geworden.

Anfangs war es ihr recht schwer, sich in das Wesen ihres Gatten zu schicken, aber sie mußte sein gutes Herz, sein redliches Streben, sie glücklich machen zu wollen, anerkennen und dankte es ihm, daß er sie einer untergeordneten Stellung entrissen hatte.

In ihren Kindern Ulrich und Käthe fand sie dann die volle Lebensfreude wieder. Ihrer Erziehung widmete sie alle ihre Kräfte, und Fritz Gehrmann hatte vor ihrem Wissen eine viel zu große Achtung, als daß er ihr bei der Erziehung der Kinder irgendwelche Hindernisse in den Weg legte. So konnte sie die idealen Neigungen in dem Geist ihrer Kinder hegen und pflegen.

Sie freute sich des künstlerischen Talents, das ihr Sohn Ulrich von ihr geerbt zu haben schien, und setzte es bei ihrem Gatten durch, daß er Bildhauer wurde. Käthe besaß einen ausgesprochenen Sinn für Musik; die Mutter ließ sie im Spiel und namentlich im Gesang durch die besten Lehrer ausbilden, welche bedauerten, daß ihre Schülerin ihre prächtige Altstimme nicht in der Oeffentlichkeit verwerten wollte."

Aber in diesem Punkte war Herr Fritz Gehrmann ganz unerbittlich.

„Die Zeiten ändern sich," meinte er lachend, „aber so lange ich lebe, soll meine Tochter nicht für Geld singen. Da habe ich denn doch ganz andere Pläne mit meiner Käthe."

Käthe Gehrmann empfand diese bestimmte Weigerung ihres Vaters als eine Wohltat.

Ihre stille zurückhaltende Natur scheute vor der

Berührung mit der Oeffentlichkeit zurück, obgleich sie die Musik ganz leidenschaftlich liebte und in der Gesangskunst eine hohe Stufe erreicht hatte.

Käthes tiefe, klangvolle Altstimme fiel auch schon wenige Tage nach ihrem Einzuge der Frau v. Bartfeld auf, so daß sie ihren Gatten erstaunt fragte, ob unter ihnen etwa eine Sängerin der königlichen Oper wohnte.

„Ich glaube nicht," entgegnete der Oberst. „Unter uns wohnt Herr Gehrmann. Ich habe neulich eine junge Dame, seine Tochter, gesehen — vielleicht ist sie die Sängerin."

„Das ist wohl kaum möglich."

„Doch Mama," warf Fritzi — wie Elfriede im Familienkreise genannt wurde — lebhaft ein, „Fräulein Käthe Gehrmann ist die Sängerin, der Portier hat es mir erzählt."

„Wie kommst du dazu, mit dem Portier über solche Sachen zu sprechen?"

„Ich ging im Garten spazieren, wo er die Wege harkte. Fräulein Gehrmann sang, und da fragte ich ihn. Ich habe auch schon mit Fräulein Gehrmann gesprochen, Mama — sie ist ein reizendes Mädchen und sehr gebildet!"

„Hüte dich, Fritzi, allzu intim mit solchen Leuten zu werden," ermahnte die Mutter.

Die siebzehnjährige Fritzi zog ein schnippiges Gesichtchen und warf in leichtem Trotz den hübschen Kopf zurück. Sie hatte insgeheim mit der um drei Jahre älteren Käthe Gehrmann bereits innige Freundschaft geschlossen.

„Nun," meinte der Oberst lächelnd, „nach allem,

Was ich von der Familie Gehrmann weiß, ist sie hochachtbar. Der Vater ist allerdings ein Selfmademan, aber durchaus ehrenhaft, und seine Frau ist eine sehr gebildete Dame, die Tochter eines Offiziers, Fräulein Gehrmann ist eine Künstlerin — ich denke, wir machen nächsten Sonntag einen Besuch."

„Aber, Erich —", rief Frau v. Bartfeld empört. „Bedenke doch, Herr Gehrmann ist der Sohn eines Rixdorfer Webers!"

„Und mein alter Spielkamerad aus meiner fröhlichen Jugend," fuhr der Oberst fort. „Außerdem: ein braver Mann, alter Kriegsveteran von 1870, mit dem Eisernen Kreuz geehrt — und ein Mann, der über Millionen verfügt. Wenn ich auch den Wert des Geldes in ethischer Beziehung nicht hoch anschlage, so muß ich doch die Arbeit und den Fleiß anerkennen, die er auf die Anhäufung eines solchen Besitzes verwendet hat."

„Sage lieber die schlaue Spekulation! Doch ich will dir den Gefallen tun und mir die Familie deines alten Jugendgespielen aus der Hasenheide anschauen," setzte Frau v. Bartfeld mit leiser Ironie hinzu.

In ihrer Seele keimten jedoch halb unbewußte Pläne und Hoffnungen für die Zukunft empor, in denen das Geld des Herrn Gehrmann keine unbedeutende Rolle spielte.

So kam es, daß beide Familien in einen freundschaftlichen Verkehr traten, bei denen man sich freilich gegenseitig keinerlei gesellschaftliche Verpflichtungen auferlegte.

Frau Helene Gehrmann wußte in taktvoller Be-

scheidenheit ihre Stellung Frau v. Bartfeld gegenüber zu wahren. So hielt sie den Gatten zurück, der gleich am nächsten Sonntag den Oberst und seine ganze Familie zu einem großartigen Diner bitten wollte, und ermahnte auch ihre Tochter, den stürmischen Freundschaftsbewerbungen Fritzis v. Bartfeld nicht zu sehr nachzugeben.

Dennoch schlossen die beiden Mädchen rasch enge Freundschaft. Fritzi „schwärmte" für Musik und bewunderte die Kunst Käthes, in der sie selbst es niemals weit gebracht hatte. Und Käthe fand großen Gefallen an dem frischen, munteren, erbaulichen Wesen Fritzis, die mit ihren großen, braunen Kinderaugen so scheu verwundert in das ihr neue und fremdartige Leben und Treiben der Weltstadt Berlin schaute. Sie liebte es, die Straßen der Reichshauptstadt zu durchstreifen und war sehr erfreut, an Käthe eine erfahrene und ruhige Begleiterin zu finden, zumal Emmi, die jüngere Schwester Fritzis, sie nicht begleiten konnte, da sie noch eine Pension besuchte. Außerdem musizierten die beiden Mädchen oft zusammen, wobei Käthe die Lehrerin Fritzis abgab.

„Würde es Ihnen Vergnügen machen, Fräulein Fritzi," sagte Käthe eines Tages, „einmal das Atelier meines Bruders zu besuchen? Er hat gerade ein neues Werk vollendet, das er zur nächsten Kunstausstellung schicken will."

„Gewiß — ich habe noch niemals das Atelier eines Künstlers gesehen," entgegnete Fritzi eifrig. „Ich denke es mir sehr romantisch."

Käthe lächelte.

„Gar so romantische Vorstellungen dürfen Sie

sich von der Werkstatt eines Künstlers nicht machen. Namentlich bei einem Bildhauer sieht es oft recht unordentlich aus."

Am Morgen des nächsten Tages begaben sich die beiden Mädchen nach dem Atelier Ulrichs.

Es lag in dem Hintergebäude, frei nach der Lichtseite, und war durch die Freigebigkeit des alten Herrn Gehrmann auf das Vortrefflichste ausgestattet.

Erstaunt blickte sich Fritzi in dem hohen, weiten Raum um, der fast einer großen Halle glich. Unbehelligt flutete das helle Tageslicht durch die großen Glasfenster herein. An den Wänden hingen künstlerisch drapierte Teppiche, alte Waffen und Dekorationen; verstaubte Gipsbüsten, Bronzestatuen, Tonskizzen und Medaillons standen und lagen überall umher, und in der Mitte des Raumes erhob sich eine von grauer, finsterer Leinwand umhüllte Masse, in der Fritzi nie und nimmer des jungen Künstlers Werk vermutet hätte.

Dieser trat den jungen Mädchen mit halbverlegenem Lächeln entgegen.

Er glich noch mehr als Käthe seiner Mutter. — Eine hohe schlanke, aristokratische Gestalt, ein blasses, durchgeistigtes Gesicht, von dunklem, leicht gewelltem Haar umgeben, dunkle Augen, die etwas schwermütig blickten und ein träumerisches Lächeln um den Mund, dessen Oberlippe durch einen kleinen dunklen Schnurrbart beschattet wurde. Der junge Künstler war eine wahrhaft ideale Erscheinung, nichts als die hohe, kräftige Gestalt erinnerte an Herrn Fritz Gehrmann, den Vater, dem er auch im Charakter so unähnlich als möglich war.

„Sie verzeihen, gnädiges Fräulein," sprach er mit leicht verschleierter Stimme, „wenn ich das Atelier nicht aufräumen konnte. Meine Schwester kündigte mir aber Ihren Besuch erst heute früh an."

„Aber das macht doch nichts, Ulli," entgegnete Käthe lächelnd. „Wir wollen ja dein Werk bewundern, nicht deine schönen Möbel, Teppiche usw."

„Meine Gruppe ist noch nicht ganz fertig."

„Das sagt er stets, Fräulein Fritzi," rief Käthe heiter. „Er wird niemals fertig. Und wenn alle Welt sein Werk vollendet findet, hat er immer noch was daran auszusetzen."

„Man kann niemals genug an einem solchen Werke arbeiten. Doch wenn Sie mit dem, was ich Ihnen zeigen kann, zufrieden sein wollen, mag die Hülle fallen."

Er kletterte eine Stufenleiter empor, welche neben dem grauen Ungetüm stand, und entfernte vorsichtig die feuchte Leinwand.

Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte Fritzis Lippen. Das hätte sie nicht für möglich gehalten, daß man aus gewöhnlichem Ton ein solches Werk schaffen könnte.

Ein junges Weib in leichter luftiger Kleidung saß auf einem Felsstück und schaute stillächelnd auf ein Knäblein, welches zu ihren Füßen mit Blumen spielte. Der Schoß des jungen Weibes war mit Aehren und Blumen gefüllt, die an ihrer Seite niederrieselten. Ein Hauch von stillem Glück und tiefem Frieden ruhte über der Gruppe.

In sprachloser Bewunderung schaute Fritzi auf das tiefergreifende Werk.

Käthe reichte ihrem Bruder die Hand.

„Ulli, mein lieber Ulli," sagte sie mit bewegter Stimme. „Wie herrlich das ist! Wie willst du die Gruppe nennen?"

„Frieden — liebe Käthe," entgegnete der junge Künstler aufatmend.

„Ja, das ist die richtige Bezeichnung! Du mußt sie aber auch in Marmor ausführen, Ulli."

„Ich habe auch schon daran gedacht. Aber ich möchte vorher das Urteil der Kunstausstellung anhören."

„Das wird sicher zu deinen Gunsten ausfallen. Was meinen Sie, Fräulein Fritzi?"

Diese schrak leicht zusammen, wie aus einem Traum erwachend. Ihre Wangen überflutete eine leichte Röte.

„Ich maße mir kein Urteil an," versetzte sie mit einem scheuen Blick auf den Künstler, dessen dunkle Augen mit einem Glanz auf ihr ruhten, „aber ich gestehe, daß mich die Gruppe tief bewegt hat. Wie lieblich ist der Ausdruck des Antlitzes! Wie reizend ist der Knabe — es muß herrlich sein, ein solches Werk schaffen zu können!"

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein. Ja, es ist etwas Herrliches um die Kunst! Man fühlt sich über die Erde emporgehoben beim Schaffen von Arbeiten — man meint in höheren Sphären zu schweben — die Hand nach dem schönsten und höchsten Ziel ausstrecken zu dürfen — und doch erfährt man manche bittere Enttäuschung! Wenn man sein vollendetes Werk betrachtet und so manchen Mangel findet — oh, mein Fräulein, das ist eine bittere Stunde! Dann

fühlt man schmerzlich die Unzulänglichkeit seines Könnens."

„Ich glaube, mit diesem Werk können Sie wohl zufrieden sein."

Er führte die jungen Mädchen dann zu seinen anderen Werken, halb vollendeten Skizzen, fertigen Gipsabdrücken, Zeichnungen und Photographien.

Fritzi betrachtete alles mit höchstem Interesse. Eine neue Welt tat sich ihrer unbefangenen Seele auf, die sie entzückte und berauschte. Noch nie zuvor hatte sie über das Wesen der Kunst nachgedacht. Jetzt erst bei seinen erklärenden und erläuternden Worten, bei seiner leichten Ironie über mißlungene Werke — jetzt erst verstand sie das Wesen der Kunst und die Seele der Künstler, über deren feineres Empfinden sie früher wohl gespöttelt haben würde.

„Und nun müssen Sie mir die Gunst erweisen, mit mir ein Glas Wein auf meine Kunst zu trinken," rief der junge Bildhauer, als man mit der Besichtigung der Kunstgegenstände zu Ende war.

In Ullis Augen leuchtete es freudig auf, sein blasses Antlitz hatte eine feine Röte überzogen, seine Sprache war lebhaft und frei geworden, so daß Käthe ihren Bruder ganz verwundert ansah.

Mit einer raschen Bewegung zog er eine Portiere zurück und eine lauschig ausgestattete Nische zeigte sich dem erstaunten Blick Fritzis.

„Das ist mein liebstes Plätzchen," rief der junge Künstler lachend. „Hier sitze ich oft stundenlang und träume meine schönsten Träume. Hier mache ich auch meine Entwürfe — die vielleicht niemals verkörpert werden," setzte er mit leichtem Spott hinzu. „Und

nun — wenn Sie gestatten — auf Ihr Wohl, mein gnädiges Fräulein!"

Er hatte aus einer altvenezianischen Karaffe die Gläser mit der dunklen Flut des Burgunders gefüllt.

„Wollen Sie mir Bescheid tun?"

„Auf Ihre Kunst," entgegnete Fritzi schüchtern und erhob das Glas.

Die Gläser klangen mit hellem Glockenton zusammen, der junge Bildhauer leerte das seinige mit einem Zuge.

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz — lassen Sie uns eine Weile plaudern," sagte er dann. „Sehen Sie, welch prächtige Aussicht man da von meinem Erkerfenster auf die verschiedenen Gärten genießt."

Die jungen Damen setzten sich in den Erker, Ulrich blieb am Tische stehen und schauten mit heiterem und doch sinnendem Lächeln auf die beiden nebeneinander geschmiegten Mädchenköpfe — der eine blond und von fast klassisch-reinem Profil, der andere braun, mit einem frischen, lieblichen Kindergesicht, aus dem zwei große braune Augen in die Welt lachten.

Eine glückliche Stimmung beherrschte den sonst so schweigsamen Künstler. Er plauderte von diesem und jenem, erzählte von seinen Reisen, Studien und von seinen Kunstgenossen, unter denen es so manchen närrischen Kauz gab.

Aber je lebhafter und heiterer der junge Bildhauer ward, desto stiller und befangener wurde Fritzi. Sie, die sonst die heiterste unter ihren Freundinnen

war, deren Plaudermündchen fast niemals stillstand, sie vermochte auf seine Fragen kaum zu antworten. Sie wußte selbst nicht, was sie so befangen und schweigsam machte.

Und doch fühlte sie sich glücklich und froh. Sie vergaß ganz und gar die Zeit, sie lauschte nur seinen Worten und erschrak fast, als sich Käthe erhob und meinte, jetzt sei es aber Zeit zu gehen; man habe bereits über eine Stunde verplaudert.

Ulrich begleitete die Damen bis zum Ausgang.

Fritzi reichte ihm die Hand:

„Haben Sie Dank für all das Schöne, welches Sie mir gezeigt," sagte sie mit unsicherer Stimme.

Er küßte ihre Hand.

„Das Schönste haben Sie mir gebracht, gnädiges Fräulein," erwiderte er, „und wirklich glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie mir eine Bitte bewilligen wollen."

„Und was wäre das?"

„Wenn Sie mir gestatten wollten, Ihren Kopf zu modellieren — —"

Fritzi erschrak. Eine heiße Glut flammte über ihre runden Wangen.

„Ich weiß es wirklich nicht —"

„War ich unbescheiden, gnädiges Fräulein?"

Sie senkte die Augen. Ihr Herz pochte in sehr raschen Schlägen.

Da nahm Käthe das Wort.

„Ja, Ulli, du warst unbescheiden," sagte sie lachend. „Aber so seid ihr Künstler! Wenn Ihr ein schönes Antlitz seht, gleich wollt ihr es dann malen oder modellieren. Kommen Sie, Fräulein Fritzi —

das wollen wir uns doch erst einmal ordentlich überlegen."

Sie zog das verlegene Mädchen mit sich fort. Aber ihre Blicke trafen sich doch noch einmal. Ulli las in ihrem aufleuchtenden Auge, daß Fritzi ihm ob seiner Bitte nicht zürnte.

Als sich die beiden Mädchen entfernt hatten, eilte Ulrich zu seiner Friedensgruppe zurück. Eine Weile stand er im Anschauen versunken da; dann flüsterte er leise:

„Jetzt habe ich das wahre Antlitz des Friedens und des Glückes gesehen — —"

*

Herr Fritz und Frau Helene Gehrmann feierten das Fest ihrer silbernen Hochzeit.

War dieser Tag an und für sich schon ein freudiger für die braven Leute, so wurde die Festesfreude noch dadurch erhöht, daß der König die Gnade hatte, Herrn Fritz Gehrmann zum Kommissionsrat zu ernennen. Mancher schüttelte freilich den Kopf über diese Auszeichnung und spöttelte über den neuen königlichen Kommissionsrat, aber die näheren Freunde gönnten dem wackeren Manne die Auszeichnung, die er durch seine im stillen geübte große Wohltätigkeit redlich verdient hatte. Wenn Herr Gehrmann auch zumeist ein rauhes Aeußere zu zeigen beliebte, so besaß er doch ein warmes Herz und eine offene Hand für die Notleidenden.

„Ich weiß,“ pflegte er in vertrautem Kreise zu sagen, „wie es mir zumute war, als ich als armer Handlungslehrling wochenlang nach einer Stelle herumlief, die mir kaum das trockene Brot brachte. Na ja, die Zeiten ändern sich, und ich habe jetzt auch meine Butter aufs Brot — da will ich denn wenigstens den armen Teufeln, soweit ich's vor meinen Kindern verantworten kann, zu Hilfe kommen.“

So sprach er sich gegen Oberst v. Bartfeld aus, als er ihn und seine Familie zur Feier seiner silbernen Hochzeit einlud.

„Ich weiß die Ehre zu würdigen, Herr Oberst, wenn Sie uns Ihren Besuch schenken, aber ich muß stets an die silberne Hochzeit denken, der Ihr Herr Vater auch beiwohnte — na und da dachte ich, wenn sich die Zeiten auch geändert haben — —“

„Sprechen Sie nicht weiter, mein lieber Gehrmann,“ unterbrach ihn der Oberst. „Ich denke, der Soldat und der Bürgersmann halten in diesen Zeiten, wo so mancher Zündstoff in der Luft liegt, fest zusammen in Treue gegen König und Vaterland, dann kann uns die Zeit nichts anhaben! Und deshalb, mein Freund, werden wir alle gern zu Ihrem Fest kommen.“

„Das freut mich von Herzen, Herr Oberst — für einen guten Happenpappen und einen guten Tropfen werde ich schon Sorge tragen.“

Wunderbarerweise sträubte sich Frau v. Bartfeld nicht im geringsten gegen die Teilnahme an dem Feste; ja, sie überredete sogar ihren Sohn Henning mitzugehen.“

„Frau Oberst“ bildete denn auch den Mittelpunkt

der zahlreichen Gesellschaft; sie durfte wohl mit den Ehren, die man ihr zeigte, zufrieden sein und nahm auch die Huldigungen mit der Miene einer Fürstin entgegen.

Im übrigen amüsierte man sich herrlich.

Der Oberst brachte bei Tische einen Toast auf das Silberpaar aus, worauf Fritz Gehrmann dankte und als treuer Berliner Bürger Seine Majestät den König hochleben ließ, der die Gnade gehabt habe, so huldvoll seiner zu gedenken. Unzählige Toaste folgten noch, so daß der jungen Welt die Zeit bis zum Beginn des Tanzes fast zu lang wurde.

Endlich war die Tafel aufgehoben, und die Paare ordneten sich zur Polonäse, die der Herr Oberst mit Frau Helene eröffnete, während der Kommissionsrat die Frau Oberst führte. Ulrich tanzte mit Fritzi und Henning hatte Käthe Gehrmann den Arm geboten.

Paar reihte sich an Paar, und lachende Freude erfüllte die festlich geschmückten Räume.

Henning befand sich zum ersten Male in der Gehrmannschen Familie, obgleich er Käthe schon öfter getroffen hatte, wenn sie mit seiner Schwester musizierte.

Er war etwas befangen, die Gesellschaft war so ganz anders als diejenige, in der er sonst zu verkehren pflegte.

Er wußte nicht recht, was er mit Käthe sprechen sollte, die stumm an seiner Seite dahin schritt. Er bewunderte ihre reine Schönheit; er mußte gestehen, daß er selten ein so schönes Mädchen gesehen, und trotzdem konnte sich sein Herz bei ihrem Anblick nicht erwärmen, der mädchenhafte, kindliche Zug fehlte

ihrer hohen Erscheinung, von der ein erkältender Strom auszugehen schien.

Und doch — wenn sie die mit langen dunklen Wimpern beschatteten Augen aufschlug und ihn ruhig lächelnd anblickte, dann fühlte er eine seltsame Sympathie mit dem schönen Mädchen, dessen Wesen er nicht zu enträtseln vermochte.

Nach Beendigung des Tanzes führte er Käthe auf ihren Platz. Unschlüssig blieb er neben ihr stehen.

„Sie fühlen sich unbehaglich in unserer Gesellschaft, Herr v. Bartfeld," begann Käthe plötzlich, während ein leichtes spöttisches Lächeln über ihre Züge huschte.

„Aber ich bitte Sie, mein Fräulein —"

„Ich kann mir Ihre Empfindungen wohl denken, Herr Leutnant," fuhr sie unbekümmert um seinen Einwurf fort. „Ich finde sie auch ganz gerechtfertigt — ich bin durchaus nicht eitel."

„Verzeihen Sie mir, wenn meine Schweigsamkeit Ihnen Grund gegeben hat, mir zu zürnen," sagte Henning jetzt eifrig. „Es mag seltsam klingen in dem Munde eines Leutnants — aber mich überkommt oft in glänzender Gesellschaft das Gefühl der Vereinsamung — und dann werde ich stets schweigsam. Verzeihen Sie mir — —"

„Ich habe nichts zu verzeihen. Sie haben recht — das Gefühl der Vereinsamung ist nicht abhängig von einer glänzenden Gesellschaft — nur wenn diese Gesellschaft voll und ganz zu uns paßt, empfinden wir jenes Gefühl nicht."

„Sie geben mir ja eine bittere Lehre, mein verehrtes Fräulein, aber Sie tun mir unrecht. Jenes

Gefühl überkommt mich auch in der Gesellschaft meines Standes — ich weiß nicht, woher dieses Gefühl des Unbefriedigtseins kommt."

„Fühlen Sie sich nicht zufrieden mit Ihrem Beruf?"

„O gewiß — ich bin mit Leib und Seele Soldat — ich möchte nichts anderes sein. Mein Vater, meine Vorfahren — soweit unsere Familiengeschichte reicht — haben dem Könige treu gedient, mehrere von ihnen sind auf dem Felde der Ehre geblieben, wie sollte ich nicht mit Leib und Seele Soldat sein, nicht mit Leib und Seele meinem Könige dienen? Aber ich möchte hinaus — selbst den Säbel ziehen dürfen im Kampfe für Fürst und Vaterland — ja, hinaus in einen frischen fröhlichen Krieg!"

„Der frische fröhliche Krieg hat aber auch sehr viel Elend im Gefolge."

„Gewiß — aber große Ziele sind nun einmal nicht ohne Kampf zu erreichen! — Der Kampf, der Krieg ist ein Naturgesetz — freilich oft ein sehr grausames."

„Mein Großvater mütterlicherseits starb auch auf dem Schlachtfelde und mein Vater wurde vor Paris schwer verwundet — —"

„So sind Sie auch ein Soldatenkind, Fräulein Käthe!" rief er. „Dann müssen Sie mich auch verstehen!"

„Ich verstehe Sie wohl und dennoch schrecke ich vor dem Gedanken zurück, daß der Krieg unser friedliches Land durchtoben könnte."

„Sie selbst würden wohl kaum etwas von dem Kriege bemerken — —"

In ihren Augen blitzte es auf.

„Glauben Sie,“ entgegnete sie tiefatmend, „daß ich daheim bleiben würde?“

„Ich verstehe nicht ganz — —“

„Auch wir Frauen haben Pflichten, wenn die Männer in den Krieg ziehen! Mich würde nichts zurückhalten, meiner Pflicht — der Pflege der Verwundeten und Kranken — gerecht zu werden!“

„Ah — Sie würden — —“

„Als Krankenpflegerin dem Staate dienen!“

Ihre Augen ruhten ineinander, als wollte jedes in des anderen Seele lesen. Dann flog ein leises Erröten über Käthes Wangen und sie senkte die schönen Augen.

„Ein seltsames Ballgespräch,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Er wollte etwas erwidern, doch in diesem Augenblicke trat ein Herr an Käthe heran und forderte sie zum Tanze auf. Sie verneigte sich in leichtem Abschiedsgruß gegen Henning und schritt dann am Arm des Herrn davon.

Unwillkürlich folgten ihr die Blicke des jungen Offiziers, bis sie in den Reihen der Tanzenden untertauchte.

Er träumte vor sich hin, da berührte ein leichter Schlag seinen Arm.

Seine Mutter stand neben ihm, sie hatte ihn mit ihrem Fächer berührt.

„Nun — wie amüsierst du dich?“ fragte sie sehr freundlich. „Bist du mir immer noch böse, daß ich dich überredete, mit zu kommen?“

„Ich war überhaupt nicht böse, Mama.“

„Gib mir deinen Arm und laß uns in ein Nebenzimmer treten. Ich habe mit dir zu sprechen."

„Hier, Mama?"

„Ja, ich möchte die Angelegenheit nicht aufschieben."

In einem entfernten Nebenraum, in dem der Lärm des Festes nur gedämpft hineindrang, ließ sich Frau v. Bartfeld auf einen Sessel nieder und lud ihren Sohn ein, sich neben sie zu setzen.

Gespannt blickte Henning auf seine Mutter, welche mit dem Fächer spielend, eine Weile nachdenklich und mit gespanntem Gesichtsausdrucke vor sich niederschaute. Dann atmete sie tief auf und begann:

„Ich will ganz offen zu dir sprechen, Henning. Ich habe Vertrauen zu dir und weiß, daß du mich nicht mißverstehen wirst. Ich bat dich nicht ohne tiefere Absicht, an diesem Feste teilzunehmen, sondern ich wünschte, daß du Fräulein Käthe Gehrmann erst näher kennen lernen solltest."

„Mama — aus welchem Grunde?" fragte der junge Offizier beklommen.

„Aus welchem Grunde soll wohl ein junger Mann ein junges Mädchen näher kennen lernen?" sagte Frau v. Bartfeld, den Sohn forschend anblickend.

„Mama — du denkst doch nicht etwa an eine Verbindung zwischen uns?"

„Und wenn ich es dennoch täte? Bitte, laß mich ausreden, Henning. Ich weiß, daß ich als adelsstolz gelte — und wahrlich, ich bin stolz auf den Namen, den ich als Mädchen trug, und ebenso stolz auf meinen jetzigen Namen. Mit Recht, Henning.

denn die Träger beider Namen haben sich um König und Vaterland hochverdient gemacht — seit Jahrhunderten. Aber gerade weil ich stolz auf unsere Familie bin, wünsche ich ihr neuen Glanz und einen festen Grund zu geben. In unserer heutigen Zeit ist das aber nur möglich, wenn sich mit dem persönlichen Verdienst ein genügendes Vermögen verbindet, um allen Wechselfällen des Lebens gegenüber gewappnet zu sein. Das persönliche Verdienst wirst du dir erwerben, das Vermögen kannst du erheiraten! Nicht aus niederer Spekulation, Henning! Wenn du das Mädchen nicht liebst — dann werde ich dir nie zu einer Heirat zureden. Aber sage mir, wie gefällt dir Fräulein Käthe?"

„Sie ist eine sehr schöne und eine sehr gebildete Dame — —"

„Und besitzt einen hoch ehrenwerten Charakter, wie ich durch lange Beobachtungen erkannt habe," fiel Frau v. Bartfeld ein, als ihr Sohn schwieg. „Ich würde sonst die enge Freundschaft mit Fritzi nicht erlaubt haben. Aber wie steht es mit deinem Herzen?"

„Ich muß gestehen, Mama, daß ich über eine solche Möglichkeit, welche du da andeutest, noch niemals nachgedacht habe."

Henning hatte sich erhoben und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Sieh, mein Sohn," fuhr seine Mutter in weichem Tone fort, „wie lange wird es dauern und du wirst unsere einzige Stütze sein. Dein Vater kränkelt — jeden Tag kann er abberufen werden — er hat sich seit dem bösen Sturze nicht wieder erholt. Deine Schwestern sind noch sehr jung — dein Bruder

— Gott sei es geklagt — besitzt leider nicht deinen ernsten Charakter! Vor wenigen Tagen erst mußten wir eine größere Schuld für ihn bezahlen, sonst wäre seine Laufbahn ruiniert gewesen. Wenn dein Vater, was Gott verhüten möge, binnen kurzem von uns genommen würde — dann weiß ich nicht, was aus uns allen werden soll. Auch deine Zukunft steht auf dem Spiele — —"

„Gewiß nicht, Mama — ich weiß mich einzurichten."

„Und führst ein trauriges Leben."

„Ich habe meinen Dienst — meine Pflicht."

„Willst du etwas Höheres erreichen, mußt du festen Boden unter dir fühlen und darfst nicht stets an den Kleinigkeiten des Lebens haften! Ach, du kennst das Leben nicht so, wie ich es kennen gelernt habe. Henning, mein lieber Sohn, ich sähe dich so gern glücklich. Ich will dich gewiß nicht überreden, eine Verbindung einzugehen, wenn dein Herz nicht mitspricht! Aber ich glaube, daß Käthe mit ihren vorzüglichen Eigenschaften des Herzens und des Charakters eine vortreffliche Lebensgefährtin für dich sein würde. Ihr Charakter ist ebenso ernst angelegt wie der deine. Ich bitte dich, prüfe dein Herz, mein lieber Junge —"

Sie war auf ihn zugetreten und hatte die Hand zärtlich auf seine Schulter gelegt.

Mit ernstem Ausdruck starrte er schweigend vor sich hin. — Was ihm seine Mutter sagte, das hatte er sich selbst schon oft gesagt — er hatte auch schon die beengenden Fesseln gefühlt, die sein Leben umspannten und die ihm zuweilen unerträglich dünkten.

Nur seine Pflichttreue, die Liebe zu seinem Berufe, die hohe Auffassung, die er von seinen Pflichten besaß, hatten ihn stets wieder die Schwierigkeiten überwinden lassen, die sich ihm oft entgegentürmten.

Und dennoch — eine solche Heirat auf Grund materieller Erwägungen war ihm im höchsten Grade zuwider. Er war eine viel zu ideal veranlagte Natur, als daß er sich mit einem solchen Gedanken befreunden konnte, den er bisher stets schroff von der Hand gewiesen hatte.

Und dann — neben dem ruhigen, kühlen Antlitz Käthes tauchte immer wieder ein dunkles Lockenköpfchen auf; zwei tiefblaue Augen strahlten ihm so glückverheißend entgegen und ein rotes Mündchen lächelte ihn schelmisch an.

Aber hatte ihn nicht schon sein edler, stolzer Vater auf seinem Schmerzenslager damals in Schloß Weserlingen auf seine Pflichten der Familie gegenüber aufmerksam gemacht? Hatte nicht auch sein Vater voller Sorgen in die Zukunft gesehen, und war es nicht seine Pflicht, diese Sorgen um die Zukunft der Familie von dem Herzen des Vaters zu nehmen? Konnte es unrecht sein, den Worten seiner Eltern zu folgen — wenigstens auf sie zu hören und ihre Ratschläge zu prüfen? Konnte sein edler Vater ihm schlecht raten? Würde seine stolze Mutter ihm einen solchen Rat geben, wenn sie nicht davon überzeugt wäre, daß er das Beste für ihn und seine Familie bezweckte?

Er atmete tief auf.

Ein Zwiespalt der Empfindungen entstand in seiner Seele, unter dem er schwer litt.

Mit unsicherer Stimme fragte er:

„Weiß Papa von deinem Plane, Mutter?"

„Von einem Plane darfst du nicht sprechen, Henning! Ich würde es unter unserer Würde halten, solche Pläne zu schmieden. Meine Worte entspringen nur dem Wunsche, dich glücklich zu sehen. Ich habe mit Papa nicht darüber gesprochen — aber sieh nur einmal dort hin — Papa unterhält sich mit Fräulein Käthe! Wie lebhaft er zu ihr spricht! Wie verbindlich und herzlich — ich glaube, er würde eine solche Tochter mit großer Freude aufnehmen!"

In der Tat sah Henning, wie sein Vater mit Käthe, deren Arm er durch den seinen gezogen hatte, im Saal auf und ab schritt. Mit liebenswürdigem Lächeln beugte er sich zu ihr herab, und sie blickte mit ihren großen, klugen, grauen Augen zu ihm auf.

Man merkte, daß der alte Herr großen Gefallen an diesem schönen und dabei so charaktervollen jungen Mädchen fand, daß in seiner einfachen und doch geschmackvoll gediegenen Toilette vorteilhaft gegen die anderen anwesenden Damen abstach.

„Ich werde es mir überlegen, Mama," sprach Henning langsam.

Frau v. Bartfeld lachte.

„Ueberlegen sollst du nicht, mein lieber Junge," versetzte sie, „du sollst dein Herz sprechen lassen, dann brauchst du keine Ueberlegung."

„Ja Mama, du hast recht, aber das Herz läßt sich nicht kommandieren."

„Vielleicht doch, wenn es eine so reizende Festung zu erobern gilt — —"

„Ich werde versuchen, Mama," entgegnete Hen-

ning mit einem traumverlorenen Lächeln. „Ich habe den nächsten Contre mit Fräulein Käthe zu tanzen — ich wollte, Mama, du hättest jetzt nicht mit mir von deinen Wünschen gesprochen."

„O du großes Kind!" sagte Frau v. Bartfeld lächelnd. „Ist es denn wirklich so schwer, sich dem Zauber einer schönen geistvollen Dame hinzugeben? Geh, du Träumer in der flotten, schmucken Dragoneruniform."

Sie streichelte zärtlich seine Wange. Er ergriff ihre Hand und führte sie ehrerbietig an die Lippen. Dann richtete er sich straff empor und schüttelte mit Gewalt die trüben ernsten Gedanken von sich ab. Die Lebenslust des jungen Offiziers erwachte in seinem Herzen. Es war wirklich nicht so schwer, der Schönheit, dem Geist seine Huldigungen zu Füßen zu legen.

„Ich werde deinen Rat befolgen, Mama!"

„So ist es recht, mein Sohn!"

„Aber Mama, ich verspreche nichts, ich kann nichts versprechen! Du hast selbst gesagt, jenes Mädchen ist ein Charakter — wird sie mich lieben können?"

„Sie liebt dich schon —"

„Ach, Mama — woher —"

„Nun, man hat so seine Anzeichen," erwiderte Frau v. Bartfeld mit bedeutsamem Achselzucken. „Wenn ein junges Mädchen errötet, so bald ein gewisser Jemand in das Zimmer tritt — wenn es so ab und zu, ohne eine bestimmte Veranlassung, sich nach einem gewissen Jemand erkundigt — wenn man es überrascht, wenn es im Anschauen des Bildes dieses gewissen Jemanden versunken ist — —"

„Mama — das alles hättest du beobachtet?“

„Gewiß und noch mehr, was ich dir jedoch nicht sage. Aber sieh einmal, wie man mit einem Male Feuer und Flamme ist!“

In der Tat — ein eigentümlich warmes Gefühl durchströmte Hennings Herz. Er erinnerte sich jetzt selbst mancher kleiner Vorkommnisse, denen er bisher keine Wichtigkeit beigemessen hatte, die man aber sehr wohl dahin deuten konnte, daß Käthe ihm wirklich zugetan war.

„Wenn du mich dessen versichern kannst, Mama — dann — dann —“

„Nun, dann?“

„Dann folge ich deinem Rat mit leichterem Herzen!“

„Nun, so geh jetzt — ich höre die Musik den Contre intonieren.“

Henning küßte seiner Mutter abermals die Hand und eilte davon.

Käthe stand noch immer neben Hennings Vater. Als er unbemerkt zu ihr trat, schrak sie leicht zusammen und eine tiefe Glut überflammte plötzlich ihr Antlitz.

„Sie hatten den Contre wohl ganz vergessen, gnädiges Fräulein?“ sagte er, indem er ihr den Arm bot.

„Ich glaubte, Sie würden nicht mehr daran gedacht haben, Herr Leutnant,“ entgegnete sie, „da ich Sie nicht mehr im Saal bemerkte.“

„Sie haben mich schon gesucht?“

Sie sah mit seltsam scheuem Blick zu ihm auf. Als es in seinen Augen lebhaft aufleuchtete,

senkte sie die ihrigen; sie erwiderte nichts, aber Henning fühlte, wie ihre Hand leise bebte.

Und diese leise Regung pflanzte sich in seinem Herzen fort und eine innere Stimme flüsterte ihm zu:

„Sei kein Tor! Das Glück, welches dir hier winkt, zurückzustoßen."

*

Die Schatten des Todes hatten die Stirne des Obersten gestreift. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, ihm die linke Seite gelähmt und die Sprache geraubt. Mehrere Tage lang lag er in tiefster Bewußtlosigkeit, dann erwachte er nur ganz allmählich zum Leben zurück, das dennoch jede Stunde zu erlöschen drohte.

Das waren furchtbare, bange Stunden und Tage für Frau Oberst v. Bartfeld und ihre Kinder.

Die ganze Last der Pflege ruhte fast allein auf den Schultern der Frau Oberst, denn ihre älteste Tochter, Frau Hauptmann Erna v. Schenk, konnte nur kurze Zeit bleiben, da sie ein erst wenige Wochen altes Kindchen zu pflegen hatte, Emmi und Elfriede waren noch zu jung und unerfahren und Henning und Erich, der Referendar, mußten nach einigen Tagen ihren Dienst wieder antreten.

Erich reiste auch, nachdem die unmittelbare Gefahr vorüber, wieder nach Königsberg zurück, wo er bei der Regierung beschäftigt war.

Da war es denn für Frau v. Bartfeld eine wahrhafte Freude und Wohltat, daß Käthe Gehrmann sich

ihr sofort zur Verfügung stellte und ihr wenigstens die Last des Hauswesens abnahm.

In bescheidener, zurückhaltender Weise hatte das junge Mädchen Frau v. Bartfeld gebeten, ihr helfen zu dürfen und diese nahm zu gern die dargebotene Unterstützung an.

Als der Oberst wieder zum Leben und Bewußtsein zurückgekehrt war, erblickte er Käthe eines Tages im Nebenzimmer; er winkte ihr mit der bewegungsfähigen Rechten, Käthe eilte zu ihm, ergriff seine Hand und küßte sie.

Ueber das blasse, eingefallene Antlitz des Kranken glitt ein freundlicher zufriedener Schimmer. Seine Rechte umklammerte die Hand des jungen Mädchens und leise flüsterten seine Lippen:

„Bei mir bleiben — —"

„Ja, Herr Oberst, ich will bei Ihnen bleiben," entgegnete Käthe tief ergriffen. „Wenn Sie es mir gestatten, gnädige Frau," wandte sie sich dann an Frau v. Bartfeld.

„Ich sollte es eigentlich nicht gestatten," erwiderte diese. „Ein junges, lebensfrohes Mädchen gehört nicht an das Bett eines schwer Erkrankten — aber wenn du es wünschest, lieber Erich —"

Deutlicher als die wenigen Worte, die er zu sprechen fähig war, sprachen die Augen des Kranken, die flehend an dem Antlitz Käthes hingen.

„Sie haben dringend Erholung nötig, gnädige Frau," sagte Käthe. „Ich übernehme von Herzen gern Ihre Vertretung. Gehen Sie ein Stündchen spazieren, es wird Ihnen gewiß gut tun."

Frau v. Bartfeld befolgte den Rat des jungen

Mädchens. Sie fühlte selbst, daß ihre Pflege zu schwer wurde. Sie entfernte sich und Käthe Gehrmann nahm ihren Platz am Krankenbette wieder ein.

„Soll ich Ihnen vorlesen, Herr Oberst?“ fragte sie zögernd.

„Nein — nur dableiben — Hand geben —“

Stundenlang saß Käthe von diesem Tage an neben dem Lager des Obersten, sie plauderte mit ihm, las ihm vor und pflegte ihn. Mit einer gewissen Sehnsucht sah der Kranke stets ihrem Erscheinen entgegen; er wollte sonst von niemandem mehr gepflegt sein, als von ihr und wurde ungeduldig, wenn Käthe zur bestimmten Stunde nicht kam.

Dabei erholte sich der Oberst unter ihrer Fürsorge sichtlich. Er gewann nach und nach die Sprache und den Gebrauch seiner Glieder wieder zurück, und nach Verlauf von zwei Wochen vermochte er bereits wieder im Bette zu sitzen.

Einen eigentümlichen Eindruck machte es auf Henning, als er bei einem Besuche Käthe zum erstenmal am Bette seines Vaters sitzen sah.

Sie errötete leicht bei seinem Eintritt und wollte sich entfernen, aber der Oberst hielt ihre Hand fest, sie dadurch zum Bleiben zwingend.

Oft saßen sie dann in der nächsten Zeit im Krankenzimmer von Hennings Vater zusammen, und der junge Offizier hatte viel Gelegenheit, sich von Käthes reichen Geistesgaben sowie von ihren edlen Herzenseigenschaften nach jeder Richtung hin zu überzeugen. Sie traten sich seelisch immer näher und Henning mußte sich gestehen, daß er selten eine edlere Frauenerscheinung kennen gelernt hatte.

Der Oberst beobachtete die innere Annäherung der beiden mit sichtbarer Genugtuung, und auch Frau v. Bartfeld legte ihrem Alleinsein kein Hindernis in den Weg.

Henning kannte den Grund dieser Handlungsweise seiner Mutter recht wohl, aber er zürnte ihr deshalb nicht; ihm selbst gewährten diese Stunden des Alleinseins und des Aussprechens mit Käthe einen hohen Genuß; er konnte oftmals kaum die Zeit erwarten, wo er vom Dienste befreit, nach der elterlichen Wohnung eilen durfte, um dort mit Käthe zusammenzutreffen.

War es die Liebe, welche diese Ungeduld, die Sehnsucht in seinem Herzen erzeugte. Er glaubte es — und wenn auch die Empfindung, welche ihn jetzt beseelte, sehr verschieden war von dem lebhaften stürmischen Glücksgefühl, welches einst vor Monaten sein Herz geschwellt hatte, als er in die großen braunen Kinderaugen Kittys geblickt, wenn diese Empfindung auch nichts von dem „himmelhoch Jauchzen — zum Tode betrübt" des Dichterwortes in sich schloß, so brachte sie doch seinem Herzen Ruhe und Frieden, und er dankte seiner Mutter, daß sie ihm Käthe zugeführt.

Nur eine Frage quälte ihn; ob Käthe ihn lieben konnte!

An jenem Tage nahm er sich vor, eine Aussprache herbeizuführen, doch es vergingen mehrere Wochen, ehe er die entscheidende Frage stellen konnte.

Da traf er Käthe eines Nachmittags allein in dem Nebengemach zum Krankenzimmer. Sie stand am Fenster und blickte sinnend in die langsam und still

niederrieselnden Schneeflocken hinaus, die mit weißer Decke alle Gegenstände umhüllten. Tief senkten die Bäume und Büsche wie in Trauer ihre Zweige zur schneebedeckten Erde nieder.

Kein Geräusch der Weltstadt drang in das stille Zimmer, und selbst der Ton der vorüberfahrenden Wagen wurde von dem weichen Schneeteppich gedämpft.

Unbemerkt war Henning eingetreten. Eine Weile beobachtete er Käthe; sie hatte beide Hände auf den Griff des Fensters gelegt und die Wange gegen die verschlungenen Hände gelehnt. Ein ernster, fast schwermütiger Zug ruhte auf ihrem reinen, edlen Antlitz; die dunkle Kleidung hob die klassische, ebenmäßige Gestalt vorteilhaft hervor, und auf ihrem weichen aschblonden Haar schimmerte es wie ein verlorener Sonnenstrahl.

„Fräulein Käthe," sagte er leise.

Da schrak sie zusammen und wandte sich rasch um, während eine tiefe Glut ihre Wangen überflammte. Aber in ihren grauen Augen leuchtete es freudig auf, als er ihre Hand ergriff und an die Lippen führte.

„Ihr Vater schläft," flüsterte sie, wie entschuldigend, daß sie nicht bei ihm war.

„So lassen Sie uns hier ein wenig plaudern, Fräulein Käthe," entgegnete er. „Wir hören ja, wenn Papa erwacht. Mama ist wohl ausgegangen?"

„Ja, sie wollte einige notwendige Besorgungen machen."

„Und Fritzi begleitet sie?"

„Ja — —"

„Nun denn — so sind wir ja ganz allein," sagte Henning lächelnd.

Sie erwiderte nichts, sondern setzte sich an das Fenster und nahm ihre Handarbeit wieder auf.

Er nahm ihr gegenüber Platz und sah ihr schweigend zu, wie sie stickte.

Nach einer Weile erhob sie das Haupt.

Ihre Blicke trafen sich.

„Weshalb beobachten Sie meine Arbeit so aufmerksam?" sagte sie mit leicht verlegenem Lächeln.

„Ich stelle soeben einen Vergleich zwischen Ihnen und anderen jungen Damen an."

„Wieso?"

„Nun, ich meine, daß man im Leben wenig junge Damen trifft, welche sich selbstlos wie Sie der Arbeit und der Pflege eines Schwerkranken hingeben, der Ihnen noch dazu verwandtschaftlich fern steht."

„Ihr Vater war stets so freundlich und gütig zu mir, daß es sehr undankbar gewesen wäre, wenn ich seinen Wunsch nicht erfüllt hätte — Sie wissen wohl, daß Ihr Vater selbst wünschte, ich soll bei ihm bleiben."

„Gewiß — und er sowohl als wir alle sind Ihnen von Herzen dankbar."

„Nicht so, Herr v. Bartfeld! Was ich tat — tat ich sehr gern. Und außerdem — ich halte es für die Pflicht eines jeden Menschen, da zu helfen, wo er es vermag. Vor allem aber ist es unsere Pflicht als Frau —"

„Die Pflicht der Frau — man spricht jetzt nicht mehr so oft davon, sondern öfter von dem Recht der Frau."

„Wo Rechte sind, da sind auch Pflichten! Und die erste Pflicht der Frau ist —"

Sie stockte und errötete leicht.

„Nun — Fräulein Käthe? — Die erste Pflicht der Frau ist —"

„Glücklich zu machen —"

„Ah, Fräulein —"

Er wollte ihre Hand ergreifen, doch sie entzog sie ihm und fuhr leise fort:

„Nicht so, wie die Herren der Schöpfung es sich meistens denken in ihrem Egoismus des Herzens."

„Auf welche Weise wollen Sie sonst Glück schaffen, Fräulein Käthe."

„Kann die Frau nicht auf andere Weise glücklich machen, als nur durch ihre Liebe zu ihrem Manne, dem sie ihre Hand reicht? So meinten Sie es doch, Herr v. Bartfeld, nicht wahr?"

„Freilich —"

„Nun, ich fasse diesen Glücksbegriff weiter. Ich könnte mir auch den Fall denken, wo eine Frau Glück zu schaffen imstande ist, fremdes Glück — mit Aufopferung ihres eigenen Glückes!"

„Das wäre übermenschlich!"

„Es wäre echt weiblich —"

„Ich glaube, Sie stehen ziemlich vereinzelt mit dieser Ansicht da. Das Glück ist egoistisch — man kann nicht glücklich machen, wenn man selbst nicht glücklich ist! Wie wollten Sie zum Beispiel einen Mann glücklich machen, den Sie lieben —"

„Wenn er mich wieder liebte" — eine heiße Blutwelle überflutete hier wieder ihr Gesicht, und sie wandte sich ab — „wenn er mich nicht liebt," fuhr

sie dann leiser fort, „indem ich versuche, sein Glück in seinem Sinne zu begründen und — und — doch lassen Sie uns von etwas anderem sprechen. Es ist wahrlich eine seltsame Wendung, welche unser Gespräch genommen hat.“

„Und doch bitte ich Sie, fortzufahren,“ bat Henning weich.

„Ich glaube, Ihr Vater ist erwacht —“

Sie erhob sich; doch jetzt ergriff er ihre Hände und hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Fräulein Käthe,“ sagte er mit innigem Tonfall in seiner Stimme, „hören Sie mich noch eine Weile an. Wir haben uns in diesen Wochen der Schmerzen und der Leiden näher kennen gelernt, als es meistens bei Mann und Frau der Fall ist, die sich sonst nur bei gesellschaftlichen Veranstaltungen treffen. Ich glaube, wir dürfen deshalb offen und ehrlich zueinander sprechen. — Ihre Theorie von Glück ist groß und edel, aber Fräulein Käthe, sie hält vor den Wünschen und Hoffnungen, vor der Sehnsucht des eigenen Herzens nicht stand. Das wahre Glück kann doch nur in Gegenseitigkeit beruhen, in dem der eine den andern glücklich, zufrieden und froh zu machen bemüht ist! Das rechte Glück der Frau sowohl wie das des Mannes beruht in der Gegenseitigkeit der wahren Liebe —“

„Herr v. Bartfeld, ich bitte Sie — nicht so — — —“

„Doch Käthe — lassen Sie mich sprechen, wie mir ums Herz ist. Die Stunde ist so still, so weihevoll, so feierlich, daß sie so recht geschaffen erscheint zur Aussprache zweier Herzen. Käthe, ich habe Sie aufs

höchste achten, aufs innigste lieben gelernt — Käthe, offen und ehrlich frage ich Sie, offen und ehrlich sollen Sie mir sagen: können Sie mir vertrauen, können Sie mich lieben?"

„Herr v. Bartfeld — —"

„Wenden Sie sich nicht ab, Käthe — es wäre vermessen von mir, ich wollte mich Ihnen gegenüber rühmen. Sie haben mich kennen gelernt, Sie wissen, daß ich ein einfacher, aber ehrlicher Mann bin, daß ich nichts bin als Soldat meines Königs, dem die Ehre, die Wahrheit über alles gilt — können Sie mir vertrauen?"

Sie blickte ihn voll und ganz an.

„Ja —" antwortete sie dann kurz, und es klang so feierlich durch den stillen Raum.

„So glauben Sie mir, daß ich Sie liebe!"

„Ich glaube, daß Sie es selbst glauben!"

„Ah, welche Beschränkung! Nein, Käthe, ich liebe Sie aufrichtig und ehrlich, wahr und innig! Käthe, glaube es mir!"

„Ich will es glauben," flüsterte sie und gab dem sanften Druck seines Armes nach, der sie umschlang, indem sie das Haupt an seine Schultern lehnte.

„Und du selbst — hast du mich lieb?"

„Schon längst —" flüsterte sie und ein mädchenhaftes Erglühen verklärte ihre Züge.

„Käthe, meine liebe Käthe!"

Er hob ihr Haupt empor und küßte ihre Lippen, die sich nicht mehr gegen die Liebkosung sträubten; dann barg sie ihr Antlitz an seinem Herzen und schmiegte sich fest, fest in seine Arme.

Ein berauschendes Glücksgefühl durchströmte ihr

Herz. Ihre kühle, keusche Natur ward von der Empfindung der innigen Liebe überwunden und die Leidenschaft ihres Herzens brach sich Bahn. Sie hatte sich einer solchen tiefen Leidenschaft, einer solchen Gewalt ihrer Liebe nicht für fähig gehalten; sie hatte ja stets an sich gearbeitet und erzogen, daß die Leidenschaft keine Macht über ihr Empfinden erhalten solle, sie hatte sich selbst zu der kühlen, keuschen Natur, zu dem verstandesmäßigen Denken herangebildet, wie sie der Welt erschien, und sie hatte selbst schließlich geglaubt, daß sie nicht fähig sei, mit echt weiblichem, hingebendem, willenlosem Herzen zu lieben.

Und jetzt brach es hervor wie ein lang zurückgehaltener, von Gewitterregen angeschwollener Strom und überflutete all ihr Denken und all ihr Fühlen, daß nur der einzige Gedanke ihre Seele, ihr Herz beherrschte.

Sie schmiegte sich an ihn und umschlang seinen Nacken mit den Armen, daß er fast erschrak von der Gewalt ihrer Liebe. Und plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke:

„Bist du dieser Liebe auch wert? Liebst du dieses seltene Mädchen mit derselben tiefen Liebe, wie es dich liebt?"

Diese Frage seines Innern peinigte ihn; sanft löste er ihre Arme von seinem Nacken.

„Meine Braut — meine liebe, süße Braut —" flüsterte er zärtlich und liebevoll.

Sie hielt Hennings Hände und sah ihm dabei ernst in die Augen.

„Ich liebe dich," sprach sie leise, mit bebender Stimme, „ich bin dein für immer — hörst du, Hen-

ning, für immer und ewig — oh, täusche mich nicht! Sage es mir lieber jetzt, wenn du mich nicht so liebst, wie ich dich liebe — ich will diese Stunde dann vergessen, ich will mich ihrer bis zu meinem letzten Atemzuge erinnern als der glücklichsten Stunde meines Lebens —"

„Du liebes, törichtes Mädchen," sagte er tief bewegt und zog sie wieder an sich.

„Ich halte dich," flüsterte sie, „für jetzt und immer —"

Eine ganze Weile standen sie schweigend da in inniger Umarmung.

Da rief eine schwache Stimme aus dem Nebenzimmer Käthes Namen.

Sie schrak aus Hennings Armen empor.

„Dein Vater ruft mich," flüsterte sie.

„So laß uns sogleich vor ihn hintreten," entgegnete Henning, glücklich lächelnd. „Er hat dich oft sein liebes Töchterchen genannt — jetzt bist du es in Wahrheit."

Er zog ihren Arm durch den seinigen und führte sie in das Zimmer seines Vaters, der in warme Decken gehüllt in dem bequemen Sessel ruhte.

Als der Oberst das junge Paar eintreten sah, richtete er sich halb empor.

„Henning — du auch hier?"

„Ja, Papa — schon seit einer Stunde. Und ich bringe dir eine frohe Nachricht — Käthe will deine Tochter werden!"

„Käthe — verstehe ich recht? Ihr beide — Hand in Hand? — Käthe, mein liebes Töchterchen!"

Er streckte ihr seine abgemagerten Hände ent-

gegen und Käthe eilte auf ihn zu, sank vor ihm nieder auf die Knie und küßte seine Hände, die sich dann mit leisem Beben auf ihr blondes Haupt legten.

„Wenn diese Schmerzensstunde, wo der Hauch des Todes mich umwehte, die Liebe in eurem Herzen geweckt hat," flüsterte der alte Oberst zärtlich, „dann segne ich die Schmerzen, dann segne ich die Hand des Todes, die die Saat meines Lebens in eure Herzen streute, meine geliebten Kinder —"

*

„Wollen wir nicht zur Eisbahn gehen? Das Wetter ich so herrlich!"

Mit diesen Worten stürzte Fritzi in das Zimmer, in welchem der Oberst mit seiner Gattin, Henning und Käthe in gemütlichem Geplauder bei einer Tasse Kaffee saßen.

„Wildling, du!" drohte der alte Herr, der sich in den letzten Wochen wieder sehr erholt hatte, seinem Töchterchen. „Willst du uns Käthe schon wieder entführen?"

„Ich glaube, Papa," entgegnete Fritzi schelmisch, „du bist verliebter in Käthe als Henning. Möchtest sie am liebsten den ganzen Tag für dich in Anspruch nehmen!"

„Aber Fritzi!" mahnte Frau v. Bartfeld.

„Ja, es ist aber wahr — seit Käthe und Henning verlobt sind, sind sie furchtbar langweilig geworden," erklärte Fritzi entrüstet.

Man lachte.

„Das Schicksal aller Brautpaare," sagte der Oberst lachend. „Aber diesmal stimme ich Fritzi zu — Ihr solltet wirklich den schönen Tag zu einem Spaziergang nach der Eisbahn benützen. Ich habe gelesen, daß heute auf der Eisbahn ein großes Fest gefeiert werden soll."

„Ich begleite Fritzi sehr gern," antwortete Käthe freundlich, „wenn Henning es mir erlaubt."

„Ich gehe mit," erklärte dieser. „Ich fühle ohnehin das Bedürfnis nach frischer Luft und Bewegung. Ich habe den ganzen Vormittag hinter den Büchern gesessen!"

„Vorwärts also!" rief Fritzi und schlug klirrend die Schlittschuhe aneinander.

Nach wenigen Minuten befanden sich die jungen Leute auf dem Wege durch den Tiergarten nach der Eisbahn.

Es war in der Tat ein herrlicher, sonnenklarer, milder Wintertag, aber noch kalt genug, um nicht Eis und Schnee zum Tauen zu bringen. Wie tausend und abertausend Diamanten funkelte es auf den schneebedeckten Zweigen, von denen ein feiner Schneeschauer niederrieselte, wenn der leichte Südostwind durch die Büsche streifte. Die Sonne blitzte vom wolkenlosen Himmel hernieder und lag mit blendendem Glanz auf den weiten, tiefen Rasenflächen.

In dem niederen Buschwerk raschelten die schwarzen Amseln, die in dem trockenen Laube nach Futter suchten, und hoch über den Häupten der Spaziergänger strich eine Schar Krähen schwerfälligen Fluges ihren Horsten in dem fernen Grunewald zu.

Das herrliche Wetter hatte eine große Menschenmenge ins Freie gelockt, deren Ziel fast ausnahmslos die große Eisbahn im Westen bildete, auf der heute ein großes Winterfest abgehalten werden sollte.

Wie ein großer Festsaal erschien die rings von Gebäuden umgebene Eisbahn, auf der hohe Masten errichtet waren, die mit Fahnen geschmückt, auf ihrer Spitze riesige elektrische Lampen trugen. Allerhand bunte Bauten standen auf dem weiten Platz, in denen Restaurants und Kaffees aufgetan waren und die ebenfalls im Glanze elektrischer Flammen erstrahlten.

Eine fröhliche Menge auf Stahlschuhen oder in Schlitten flutete auf der weiten Fläche hin und her. Mehrere Musikkapellen spielten lustige Weisen, nach denen einzelne Gruppen Quadrillen und Contretänze aufführten. Hier ließ sich ein berühmter Schlittschuhläufer aus Norwegen sehen, dort produzierte sich eine in polnischem Nationalkostüm aufgeputzte Künstlergesellschaft — kurz überall herrschte Lust und Fröhlichkeit strahlte aus den lachenden Augen und glühte auf den frischen geröteten Wangen.

Arm in Arm glitten Henning und Käthe in gleichmäßigem Lauf dahin.

Die lebhafte Fritzi war schon längst ihren Blicken entschwunden, ein junger Offizier ihrer Bekanntschaft hatte sie davongeführt. Das Brautpaar schwieg. Ein glücklicher Ausdruck umschwebte die Lippen Käthes und leise preßte sie den Arm ihres Verlobten, welcher ihr mit zärtlichem Danke in die Augen sah.

Käthe fühlte sich unaussprechlich glücklich in dem Besitz des geliebten Mannes; kein Wölkchen schien den Himmel ihres Glückes zu trüben, heiter und sorglos

lag die Zukunft vor ihr. War sie auch jetzt noch oft schweigsam, so war doch der finstere Ernst aus ihren Zügen gewichen.

Und auch Henning fühlte sich zufrieden. In einsamen Stunden freilich wollten ihn oftmals Zweifel an dem Bestand dieses ruhigen Glückes überkommen; er verzagte dann an sich selbst und klagte sich an, daß er Käthe nicht so liebe, wie sie es verdiente. Wenn er aber dann wiederum in ihre Augen blickte, wenn sie ihre Hand innig in die seine schmiegte — dann schwanden die Wolken des Zweifels, und die Erinnerung an frühere Wünsche und Hoffnungen versank in der schönen, stillen, friedlichen Gegenwart.

„Ist das nicht Fritzi, welche dort in eiligem Lauf mit einer jungen Dame auf uns zukommt?" fragte Käthe nach einer kleinen Weile, indem sie auf die beiden zierlichen Mädchengestalten wies, welche Hand in Hand daherglitten.

„Ja, es ist Fritzi — aber wen hat sie denn da — wahrhaftig — es ist — nein, das ist ja nicht möglich?"

Henning fühlte, wie eine Glut in seine Wangen schoß.

„Kennst du die Dame?"

„Nein — das heißt — nur flüchtig — komm, laß uns ihnen ausweichen! Die beiden haben sich jedenfalls ihre kleinen Geheimnisse anzuvertrauen."

Aber es war zu spät.

Fritzi schoß bereits heran, die scheinbar widerstrebende Freundin hinter sich herziehend.

„Denkt euch, wen ich getroffen habe!" rief sie atemlos lachend. „Ganz zufällig — Kitty v. Weser-

ling! Sie wollte nicht mitkommen, aber ich ließ sie nicht los — und da ist sie!"

Die Bewegungen des übermütigen Mädchens waren so hastig, daß Kitty v. Weserling beinahe gefallen wäre, wenn Henning sie nicht noch rechtzeitig aufgefangen hätte.

„Gnädiges Fräulein — welche Ueberraschung! — Fritzi, sei nicht so wild!" rief Henning erstaunt und erschreckt aus.

„Verzeihen Sie, Herr v. Bartfeld, meine ungewollte Zudringlichkeit," begann Kitty v. Weserling, deren liebliches Gesicht eine tiefe Glut überflammte — „aber Fritzi ließ sich nicht abweisen —"

„Ei. das wäre noch besser," lachte diese. „Sie müssen doch Henning begrüßen und auch unsere liebe Käthe, meine gute, liebe Schwägerin —"

„Wir haben Ihre Verlobungsanzeige erhalten, Herr v. Bartfeld — nochmals meinen Glückwunsch!"

Kam es Henning nur so vor oder bebte Kittys Stimme bei diesen Worten in der Tat. Ein peinigendes Gefühl regte sich in seinem Herzen. Er wandte sich seiner Braut zu, die schweigend dastand.

„Liebe Käthe — Fräulein v. Weserling, die Tochter des Herrn Landrats v. Weserling, der so freundlich war, Papa nach seinem bösen Sturz aufzunehmen."

Käthe bot Fräulein v. Weserling die Hand.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, gnädiges Fräulein — in der Familie meines Bräutigams habe ich schon sehr oft von Ihnen gehört."

Die beiden jungen Damen reichten sich die Hände. Rasch zog dann Kitty ihre Hand wieder zurück und verbeugte sich schweigend.

Wie sie einander so gegenüberstanden, trat der Gegensatz ihrer Persönlichkeit deutlich hervor.

Die schlanke Käthe überragte die zierliche und doch ebenmäßig gebaute Gestalt Kittys fast um Hauptes-länge. Glich das Antlitz Käthes in seiner stolzen Ruhe einer klassischen Büste, so konnte man das reizende dunkeläugige Gesicht Kittys, umrahmt von einem Gewirr lichtbrauner Löckchen, mit dem Köpfchen einer Frauengestalt von Corregio vergleichen. Ein unendlicher Zauber, ein kindlich süßer Hauch lag auf diesem lieblichen ovalen Gesicht, und die schwellenden Lippen des kleinen Mundes mußten gar reizend kindlich schelmisch lächeln können.

Auch jetzt schwebte ein Lächeln um diese weichen Lippen, doch schien ein halb verlegener, halb herber Zug darin verborgen, und in den großen braunen Augen leuchtete es auf, wie der Abglanz eines erlöschenden Sonnenstrahls.

Auch in der Toilette der beiden Damen machte sich ein gewisser Gegensatz geltend. Bei Käthe eine gediegene, aber etwas gesuchte Einfachheit, bei Kitty eine zierliche Eleganz, die jedoch ihrer ganzen Persönlichkeit durchaus angemessen und natürlich erschien.

„Denkt euch nur, wie ich Kitty gefunden habe," nahm jetzt Fritz wieder das Wort, die verlegene Pause unterbrechend. „In einer großen Gesellschaft von Offizieren und Damen — sie arrangierten gerade einen Contre — ich habe ihnen Kitty fast mit Gewalt entführen müssen. Sie böse Kitty, warum haben Sie denn gar nichts von sich hören lassen?"

„Sind gnädiges Fräulein schon längere Zeit in Berlin?" fragte Henning.

„Seit vier Wochen. Mein Vater mußte den Sitzungen des Abgeordnetenhauses beiwohnen.“

„Und kein Sterbenswörtchen lassen Sie da von sich hören?“ rief Fritzi entrüstet.

„Meine Eltern haben sich vorgenommen, Ihren Eltern einen Besuch zu machen. Aber wir hatten so viele gesellschaftliche Verpflichtungen —“

„Daß Sie darüber ihre alten Freunde vergessen haben!“

„O nein, Fritzi. Ich habe oft an Sie gedacht,“ entgegnete Kitty freundlich.

„Aber wir dürfen Sie Ihrer Gesellschaft nicht länger entführen,“ fuhr Henning fort. „Gestatten Sie, daß wir Sie den Herrschaften wieder zuführen.“

„Bitte, ich werde sie schon finden —“

Aber schon glitt Henning an ihrer Seite dahin, während Käthe und Fritzi folgten.

Die Dämmerung war eingetreten, die elektrischen Lampen flammten auf, und die Menschenmenge hatte sich vermehrt. In der Mitte des Platzes war ein starkes Gedränge, Henning und Kitty wurden von Käthe und Fritzi getrennt.

Schweigend glitten sie eine Weile nebeneinander hin. In Hennings Herzen quoll es schmerzlich empor. Er fühlte, daß Kitty ähnliche Gedanken wie er selbst hegte, daß auch sie unter diesem plötzlichen Wiedersehen litt. Er fühlte, daß, was auch zwischen sie getreten war, die Leidenschaft, welche er für dieses reizende, liebenswürdige Geschöpf empfunden, noch nicht überwunden war, daß das alte Wünschen und Hoffen mit verstärkter Gewalt in seinem Herzen wieder emportauchte — und mit einem Male ward er sich

bewußt, daß es nicht die wahre, richtige Liebe war, welche ihn mit seiner Braut verband.

Wie ein Blitzstrahl traf diese Erkenntnis sein Herz.

„Fräulein Kitty," stammelte er leise mit bebender Stimme — „haben Sie mir verziehen?"

Sie zuckte auf — ein stolzer Blick traf ihn.

„Was sollte ich Ihnen zu verzeihen haben, Herr v. Bartfeld?" fragte sie kalt und doch hörte er ein leises Zittern in ihrer Stimme.

„Haben Sie vergessen — ganz vergessen, Fräulein Kitty —"

„Ich bitte — nicht solche Worte —"

„Sie denken schlecht von mir —"

„Wie sollte ich dazu kommen?"

„Sie müssen schlecht von mir denken — aber ich schwöre Ihnen, Fräulein Kitty, Sie tun mir unrecht! Ich — ich — oh, wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen erklären soll, wie das alles gekommen?"

„Sie brauchen mir gar keine Erklärungen zu geben, Herr v. Bartfeld," entgegnete sie mit stolzer Ruhe. „Ich bin nicht berechtigt, irgendwelche Erklärungen zu fordern. Sie sprachen vorhin von Vergessen und Verzeihen. Wenn wir im Herbst einige schöne, freundliche Tage miteinander verlebten — nun, so lassen Sie uns die Erinnerung an diese freundliche Zeit bewahren, wie wenn man sich eines schönen Traumes erinnert."

„Kitty —"

„Ohne Sentimentalität, Herr Leutnant. Und nun — dort sehe ich meine Gesellschaft — leben Sie wohl!"

Kitty verbeugte sich leicht und wollte davon.

„Fräulein Kitty — noch ein Wort — sind Sie — sind Sie glücklich?"

„Seltsame Frage! Warum sollte ich nicht glücklich sein? Doch nun leben Sie wohl, Herr v. Bartfeld. Bitte, noch einen Gruß an Fritzi und Ihre Eltern. Leben Sie wohl!"

Er streckte ihr die Hand entgegen, doch sie schien es nicht zu bemerken. Mit einer raschen Wendung entglitt sie ihm und eilte davon, in dem nächsten Augenblick von einigen Herren und Damen ihrer Gesellschaft umringt.

Eine Weile blickte Henning ihr nach, wie sie einer leichtbeschwingten Schwalbe gleich durch die Reihen der Schlittschuhläufer und -läuferinnen sich hindurchwand. Dann seufzte er, wie aus einem Traum erwachend, tief auf.

Fest preßte er die Lippen aufeinander. „Sei ein Mann," so hallte es in seinem Herzen wieder, „und halte wenigstens jetzt die Treue! Die Pflicht ist es, die fortan dein Leben lenken muß —"

Langsam wandte er sich ab, um Käthe und Fritzi zu suchen. Nach einer Zeit fand er sie, Käthe schweigend und ernst, Fritzi fröhlich plaudernd.

„Nicht Henning," neckte das übermütige Mädchen den Bruder, „das war eine Ueberraschung! War dir wohl nicht ganz angenehm, diese plötzliche Begegnung mit deiner früheren Flamme?"

„Aber, Fritzi!?

„Aha, er will nicht mit der Sprache heraus? Ja, du willst doch wohl nicht leugnen, daß du Kitty vergangenen Herbst auf Leben und Tod den Hof gemacht

hast? Oh, wir alle haben es bemerkt. Und wenn Käthe nicht dazwischen gekommen wäre — wer weiß, ob nicht Kitty jetzt deine Braut wäre. — Ein Faible hatte sie für meinen Bruder, Käthe, das kann ich dir versichern. Aber du brauchst nicht eifersüchtig zu sein —"

„Das bin ich auch nicht im geringsten, Fritzi. Ich finde es ganz natürlich, daß Fräulein v. Weserling den Herren gefällt. Sie ist eine reizende Erscheinung."

„Ja, das ist sie," bekräftigte Fritzi. „Aber du bist doch viel schöner, Käthe."

„Kleine Schmeichlerin!"

Henning hörte deutlich die leichte Mißstimmung heraus, die sich Käthes bemächtigt haben mußte.

„Höre nicht auf das törichte Geschwätz," sagte er kurz, „und dich, Fritzi, bitte ich dringend, derartige Neckereien zu unterlassen."

„Ei, wie empfindlich."

„Sie sind im höchsten Grade unpassend! Wollen wir uns den schwedischen Eislaufkünstler einmal ansehen, Käthe?" wandte er sich an diese.

„Ich glaube, es wird Zeit, daß wir heimkehren," erwiderte Käthe.

„Wie du willst — auch ich habe genug."

Rasch entledigte er sich seiner Schlittschuhe und löste auch die Schlittschuhe von Käthes Füßen. Dann bot er ihr den Arm, schweigend, still und ernst.

Erstaunt blickte Fritzi auf die beiden. Sollte sie wirklich eine Dummheit gemacht haben, als sie Kitty v. Weserling dem Brautpaare zugeführt?

Doch nein — Käthe war ja so verständig, und Henning dachte gewiß gar nicht mehr an die harmlose

Liebelei im Herbste. Dennoch fühlte Fritzi so etwas wie Gewissensbisse. Schweigend trottete sie neben dem Brautpaar her.

Als sie dann vor der Tür von Käthes Eltern Abschied genommen und Henning bereits vorausgegangen war, warf sich Fritzi in die Arme Käthes.

„Liebe Käthe," flüsterte sie bittend, „habe ich dir wehe getan mit meinem kindlichen Geschwätz? Verzeihe mir —"

„Du hast mir nicht wehe getan, liebe Fritzi," entgegnete sie freundlich. „Laß es nur gut sein — du brauchst dich nicht zu beunruhigen!"

Sie küßte Fritzi zärtlich und verabschiedete sich.

Fritzi aber ward das bange Gefühl nicht los, daß sie eine „riesige Dummheit" begangen hatte.

*

Nach einigen Tagen erhielt Herr v. Weserling für sich und seine Familie eine Einladung zu einem einfachen Diner von Oberst und Frau v. Bartfeld.

„Wahrhaftig," rief er, „hab' ich doch im Drange der Gesellschaften ganz vergessen, dem armen Freunde einen Besuch zu machen! Du hättest mich auch einmal daran erinnern können, Wanda."

Frau v. Weserling zuckte die Achseln.

„Ich hielt es nicht für nötig," entgegnete sie. „Die Verlobung des Leutnants v. Bartfeld mit diesem Fräulein Gehrmann war mir unsympathisch!"

„Was geht dich denn die Verlobung des Leut-

nants an!" lachte der Landrat. „Und übrigens — dieser Herr Gehrmann ist ein sehr reicher Mann und auch in offiziellen Kreisen sehr angesehen. Er beteiligt sich mit einem großen Kapital an unseren kolonialen Bestrebungen; er hat auch zur Erbauung eines deutschen Krankenhauses in Deutsch-Südwestafrika eine bedeutende Summe gestiftet."

„Was geht mich Afrika an!"

„Erlaube mal, Wanda, du brauchst dich freilich nicht darum zu bekümmern, aber ich als Politiker — doch Einerlei! Hier handelt es sich nicht um Herrn Gehrmann, sondern um meinen alten Freund, den Oberst, und ich denke, wir nehmen die Einladung an."

„Gilt diese Einladung auch mir, Papa?" fragte Kitty.

„Allerdings, mein Schätzchen," erwiderte der Landrat scherzend. „Oder willst du streiken?"

Einen Augenblick dachte Kitty allerdings daran, irgendeinen Grund vorzuschützen, die Einladung ablehnen zu können. Doch dann hätte ja Henning von Bartfeld erst recht vermuten können, daß sie sich durch seine Verlobung gekränkt fühlte! Mit einer leicht trotzigen Gebärde warf sie den hübschen Kopf zurück.

„Nein, Papa," entgegnete sie. „Ich habe keinen Grund, die Einladung abzulehnen."

Sie wandte sich ab, um dem raschen, beobachtenden Blick ihrer Mutter zu entgehen.

„Na, also," meinte der Landrat, „dann bleibt es dabei — am Sonntag speisen wir bei Bartfelds!"

Das Diner fand im engsten Familienkreise statt. Nur die Eltern Käthes und ihr Bruder waren noch eingeladen. Frau v. Bartfeld befand sich freilich in

heimlicher Aufregung bei dem Gedanken, wie Herr v. Weferling, namentlich aber seine Damen, das Zusammensein mit Gehrmanns aufnehmen würden. Sie wurde jedoch ihrer Besorgnis bald überhoben, als der Landrat nach der ersten Begrüßung sofort auf Gehrmann zuschritt und ihm kräftig die Hand schüttelnd sagte: „Es freut mich sehr, Herr Rat, Sie kennen zu lernen. In parlamentarischen Kreisen wird viel von Ihrer hochherzigen Gründung in Südwestafrika gesprochen. Seine Majestät selbst hat mit großer Freude den Bericht über das neu errichtete Krankenhaus entgegengenommen."

„Die Zeiten ändern sich, Herr Baron," entgegnete Herr Fritz Gehrmann vergnügt. „Ich dachte nämlich an meine eigenen Wanderjahre, wie ich einstmals vier Wochen lang elend und krank in einem Armenhause gelegen habe! Und da kam mir die Idee, es müßte doch für die Deutschen da draußen ein tröstlicher Gedanke sein, wenigstens zu wissen, wo sie ihr Haupt niederlegen können, wenn sie krank und arbeitsunfähig sind."

„Es war wirklich ein vortrefflicher Gedanke, Herr Gehrmann!"

Das Eis war gebrochen und bei Tische entwickelte sich eine sehr gemütliche und lebhafte Unterhaltung. Die gerade offene Art und Weise Gehrmanns und sein manchmal etwas derber Humor paßten sehr gut zu der jovialen Weltanschauung des Landrats, und Frau Helene Gehrmann machte durch ihre bescheidene Zurückhaltung einen sehr vorteilhaften Eindruck auf Frau v. Weferling.

Auch die jungen Leute amüsierten sich vortrefflich.

Kitty ging lebhaft auf die ausgelassenen Scherze Fritzis ein und Ulrich, der junge Künstler, ließ seiner frohen und glücklichen Laune volle Freiheit.

Nur Käthe und Henning saßen ziemlich einsilbig da. Käthe empfand es schmerzlich, daß seit dem Tage des Eisfestes ein Schatten auf das ihr bis dahin ungetrübte Glück gefallen war. Sie war viel zu gerecht und hochherzig, um Henning irgendwelche Schuld beizumessen, sie würde gewiß auch über den peinigenden Gedanken fortgekommen sein, wenn nicht das veränderte Wesen ihres Verlobten sie stets von neuem an den Vorfall auf der Eisbahn erinnert hätte.

Henning war schweigsam und gewissermaßen scheu ihr gegenüber geworden, als wäre er sich einer Schuld bewußt gewesen.

Dann wieder zeigte er eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit und Zärtlichkeit, welche seinem sonstigen Wesen durchaus nicht entsprach. Es lag in seinen Augen ein Ausdruck, wie eine Bitte um Verzeihung, wie eine bange Frage, wie ein sehr stummes Bekenntnis einer geheimen Schuld.

Auch heute war er einsilbig und in sich gekehrt. Käthe bemerkte, wie seine Blicke öfter zu Kitty von Weserling hinüberschweiften, wie ein trotziger Zug sich um seine festgeschlossenen Lippen grub und wie seine Hand das Weinglas öfter zum Munde führte, das er dann stets hastig leerte. Der reichlich genossene Wein rief in ihm eine erzwungene Lustigkeit hervor, in die Käthe nicht mit einstimmen konnte. Mit einer leicht ungeduldigen Gebärde wandte er sich den anderen fröhlich lachenden und plaudernden jungen Mädchen zu, und mit tiefem Schmerz bemerkte seine Braut, daß

er sich völlig von dem Liebreiz Kittys gefangen nehmen ließ.

Kitty selbst schien vergessen zu haben, was zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und dem Jetzt lag. Sie tauschte die Erinnerungen ihres ersten Beisammenseins mit Henning aus; in ihren braunen Augen leuchtete es glücklich auf, und ihre frischen Lippen lachten froh und harmlos über die gemeinsamen, oft scherzhaften Erlebnisse jener schönen Manöverzeit im Herbst.

Ulrich Gehrmann und Fritzi plauderten ebenfalls angelegentlich zusammen — so saß denn Käthe ziemlich vereinsamt da und immer tiefer drang der schmerzliche Stachel der Erkenntnis in ihr armes Herz, daß sie sich in der Liebe Hennings getäuscht hatte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, machte Ulrich den jungen Damen den Vorschlag, sein Atelier anzusehen, was mit Begeisterung seitens Fritzis und Kittys aufgenommen wurde.

„Wir dürfen uns doch anschließen?" fragte Henning, der neben seiner Braut stand.

„Selbstverständlich!"

„Ich bitte, mich zu entschuldigen," sagte Käthe.

„Aber Käthe —" ein Zug des Unwillens machte sich auf Hennings Gesicht bemerkbar.

„Ich will dich nicht zurückhalten, Henning," fuhr Käthe fort. „Geh nur, ich habe für den Kaffee zu sorgen, vielleicht komme ich nach."

„Nun denn, so kommen Sie, meine Damen," rief Ulrich und reichte Fritzi den Arm.

Henning stand einen Augenblick unschlüssig. Als sich Käthe jedoch ruhig entfernte und sich an der Kaffee-

maschine auf dem Serviertisch zu schaffen machte, reckte er sich straff und trotzig empor und eilte den Vorangegangenen nach.

Ulrich hatte sein Atelier auf das Geschmackvollste ausgestattet. Ueberall flammten kleine bunte Lämpchen auf und der nischenartige Erker war zu einem kleinen, reizenden, lauschigen Boudoir umgestaltet, das von dem matten Schein einer roten Ampel übergossen wurde.

Die Kunstwerke erschienen in der magischen Beleuchtung noch eigenartiger als beim hellen Tageslicht; eine eigene märchenhafte Stimmung lag über dem ganzen Raum und teilte sich auch den rascher pochenden jungen Herzen mit.

„Warum sollen wir unseren Kaffee in der prosaischen Gesellschaft im Salon nehmen?“ rief Ulrich lachend. „Ich habe alles hier zur Hand. Darf ich die Herrschaften zu einer Tasse Mokka einladen?“ setzte er mit einer einladenden Handbewegung hinzu.

Auf dem Tisch im Erker stand eine Wiener Kaffeemaschine. Rasch zündete Ulrich den Spiritus an, holte aus dem Seitenschränkchen zierliche, echt türkische Mokkaschalen herbei und bald saß man in dem traulichen Erker bei einer herrlich duftenden Tasse Kaffee und einem in den geschliffenen Gläschen grünlich schimmernden Chartreuse, während sich der süßlich duftende, schwere Rauch der türkischen Zigaretten um die Ampel kräuselte.

Eine weiche, träumerische poetische Stimmung hielt alle umfangen. Eine Weile herrschte tiefes Schweigen, dann beugte sich Ulrich zu Fritzi.

„Ich habe Ihre Büste beinahe vollendet, Fritzi,“

flüsterte er ihr zu. „Noch niemand hat sie gesehen, darf ich sie Ihnen einmal zeigen?"

„Meine — Büste?"

„Ja, urteilen Sie selbst, ob ich Ihre Züge getreu im Gedächtnis bewahre —"

Er bot ihr den Arm und führte sie in einen kleinen Nebenraum, den er zu künstlerischen Arbeiten benutzte, die er nicht jedermann zeigen wollte.

Da stand ihre Büste — nicht eine einfache Kopie ihrer selbst, sondern eine poesievolle Wiedergabe ihres zierlichen Köpfchens, dessen aufgelöstes lockiges Haar mit einem Blumenkranz durchflochten war.

„O wie schön," flüsterte Fritzi errötend, „aber ich bin es nicht —"

„Doch, Fritzi," versetzte Ulrich bewegt. „Sie sind es — nur bei weitem nicht so lieblich im Bilde, wie in der Wirklichkeit —"

„Ulli, ich bitte Sie —"

„So hab' ich Sie in meinen Träumen gesehen, Fritzi," sprach er leidenschaftlich weiter, „so sehe ich Sie stets vor meinen Augen — als meine Fee, als die liebliche Muse meiner Kunst!"

Er hatte den Arm um ihre schlanke Gestalt gelegt, und sie folgte dem leichten Druck und lehnte das Köpfchen an seine Schulter.

„Mein liebe süße Fritzi —"

„Ulli, lieber Ulli," stammelten ihre Lippen.

Versunken und vergessen war die Welt um sie her, sie nahmen auf einer Bank in dem kleinen Raume Platz und saßen in seligem Schweigen dort, die Hände ineinander verschlungen, Auge in Auge, und ihre jungen Herzen hielten geheime, zärtliche Aussprache.

In dem Erker war es still geworden, still wie in jenem kleinen Nebengemach. Aber das Glück breitete hier nicht seine Zauberschwingen über die Herzen.

„Wo bleibt nur Fritzi?“ fragte Kitty befangen und wollte sich erheben.

Henning hielt sie zurück.

„Vergönnen Sie mir diese einsame schweigende Stunde mit Ihnen, Kitty,“ sagte er tief atmend. „Wie bald ist sie verschwunden und wir kehren in das alltägliche Leben, in die Wirklichkeit zurück. Hier darf ich im Traum glücklich sein —“

Ihre Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln.

„Eine seltsame Sprache für einen glücklichen Bräutigam,“ entgegnete sie mit leichter Ironie.

Da wallte es in seinem gequälten Herzen mächtig auf.

„Oh, spotten Sie nicht, Kitty,“ rief er. „Erinnern Sie mich nicht an die Kette, die ich nun mein ganzes Leben hindurch tragen muß — lassen Sie mich träumen, Kitty — lassen Sie mich wenigstens diese eine Stunde glücklich sein!“

Er stützte die Arme auf die Knie und verbarg das Gesicht in die Hände. Er fühlte sich tief unglücklich, namenlos elend. Welch verblendeter Tor war er doch gewesen! Jetzt war es zu spät — zu spät!

Kitty erschrak.

„Sie dürfen nicht so sprechen,“ sagte sie mit warmer herzlicher Teilnahme. „Lassen Sie das Vergangene sein — auch ich muß ja vergessen — seien Sie ein Mann — kommen Sie, lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren — wir wollen beide vergessen, was unsere Herzen einst träumten.“

„Sie zürnen mir nicht?"

„Nein, ich zürne Ihnen nicht, wenn — wenn Sie mir auch sehr, sehr wehe getan haben. Aber es ist vorüber — hier, meine Hand — lassen Sie uns gute Freunde bleiben."

Er ergriff leidenschaftlich ihre kleine Hand und preßte sie an die Lippen.

„Nein, Kitty," flüsterte er schwer atmend, „fordern Sie nicht, daß ich vergessen soll! Diese Erinnerung ist ja mein einziges Glück. — Ich glaubte, die Liebe zu Ihnen ersticken zu können, ich glaubte, Sie vergessen zu haben, als eine edle Frauengestalt in mein Leben trat! — Aber Kitty, es ist nicht wahr, die Liebe kann man nicht vergessen — und wenn auch die Pflicht, die Ehre gebieterisch das Herz zur Ruhe weist, die Liebe flammt doch stets von neuem empor, Kitty — und ich liebe Sie noch ebenso heiß, nein, noch viel heißer, noch viel inniger als damals, als ich Sie zum ersten Male sah —"

„Henning — besinnen Sie sich — es ist Wahnsinn, was Sie sprechen!"

„Ja, es ist Wahnsinn — ich fühle es — aber ich kann nicht anders —"

Er war vor ihr in die Knie gesunken und preßte sein Gesicht an ihre Gestalt.

Ein unendliches Mitleid mit ihm schlich sich in Kittys Herz; sie wollte ihm zürnen, sie wollte ihn stolz von sich stoßen — aber sie vermochte es nicht, lebte doch auch in ihrem Herzen die Liebe noch.

So beugte sie sich denn zu ihm nieder und legte die Wange auf sein Haupt, während die heißen Tränen ihr aus den Augen stürzten.

„Nicht so, nicht so, mein armer Freund," flüsterte sie zärtlich und tröstend. „Wir sind nun beide unglücklich geworden — wir beide müssen es tragen, was wir verschuldet —"

„Nicht du — nur ich — nur ich —"

„Auch ich trage Schuld daran," fuhr sie fort. „Ich mußte dir fernbleiben, aber ich weidete mich an deinem Schmerz, an deinem Unglück — und ich fühlte mich so ganz grenzenlos unglücklich —"

„Kitty — meine Kitty!"

Er umschlang sie und preßte einen heißen Kuß auf ihre zuckenden Lippen.

Eine kurze Weile lag sie mit geschlossenen Augen, wie träumend von einem seligen Glück, an seinem Herzen. Doch als er wieder und wieder in auflodernder Leidenschaft seine Lippen auf ihren Mund preßte, da riß sie sich los und stieß ihn von sich und stammelte:

„Henning — es ist Sünde — es ist schmachvoll, was wir tun!"

„Kitty — Kitty —"

„Nein, nein — kein Wort mehr — laß mich — vergiß mich — nie — nie dürfen wir uns wiedersehen!"

Sie entfloh — sie sah nicht die hohe Gestalt, welche halb verborgen von der Portiere regungslos wie eine Statue, bleichen Antlitzes wie ein Marmorbild, dastand; sie entfloh, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzuwerfen — sie entfloh ihrer eigenen Liebe — ihrem eigenen Herzen.

Henning war auf den Sessel zurückgesunken und preßte die heiße, schmerzende Stirn in die Hände.

Was sollte nun werden? — Er vermochte keine Antwort auf diese Frage zu finden — schmerzlich stöhnte er auf.

Da legte sich eine kühle weiche Hand auf seine Stirn.

Er fuhr empor.

„Kitty —"

„Ich bin es nur — Käthe —"

Henning blickte in das blasse Antlitz seiner Braut — in ihre ernsten, traurigen Augen — und er erkannte, daß sie alles wußte.

„Du hier — Käthe —?" stammelte er tonlos. — „Du — weißt —"

Sie neigte wehmütig das Haupt.

„Komm, Henning — hier ist nicht der Ort für eine Aussprache —"

„O Käthe — ich — ich bin ein Elender!" schrie er da plötzlich auf und sank neben ihr nieder, sie umklammernd.

„Ein Unglücklicher," flüsterte sie mit zuckenden Lippen. — „Komm, ich will dir helfen!"

Sie legte die Hände auf sein Haupt. Wie eine Heilige stand sie vor ihm — bereit, für das Glück des Geliebten sich selbst zum Opfer zu bringen.

Zum erstenmal in seinem Leben war Herr Gehrmann erzürnt auf seine Tochter, die sonst sein Stolz gewesen war. Ja, er schalt sogar heftig mit ihr und nannte sie ein „überspanntes Frauenzimmer".

„Ich kann dir und mir nicht anders helfen, Vater," entgegnete Käthe mit schwermütigem Lächeln, „ich vermag es nun einmal nicht, einem Manne meine Hand zu reichen, von dessen Zuneigung ich nicht fest überzeugt bin. Ich würde ihn und mich nur unglücklich machen."

„Unsinn," brauste Herr Gehrmann auf. „Henning v. Bartfeld ist ein Ehrenmann, und wenn seine Phantasie wirklich mit ihm einmal durchgegangen ist, so wird er es bereuen und es durch größere Liebe und Achtung dir gegenüber wieder gut machen. Es wäre eine Blamage sondergleichen, diese Verlobung aufzuheben!"

„Und doch muß es geschehen, Vater! Es geht nicht anders! Ich habe bereits an Leutnant v. Bartfeld geschrieben und ihm sein Wort und Ring zurückgegeben!"

Herr Gehrmann raufte sich seine wenigen grauen Haare, dann stürmte er zu dem Obersten hinauf, den er in nicht geringer Aufregung traf.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Oberst, daß ich an dieser fatalen Geschichte nicht schuld bin," rief er, indem er erregt im Zimmer auf und ab lief.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, alter Freund,“ entgegnete der Oberst mit bekümmerter Miene. „Es war mein Herzenswunsch — diese Verlobung — denn ich habe Ihre Tochter herzlich liebgewonnen! Aber erzwingen läßt sich die Liebe nicht — und wenn Käthe zu der Erkenntnis gekommen ist, daß sie meinen Sohn nicht liebt — dann — dann ist es wohl besser, wenn das Verhältnis gelöst wird, ehe es zu spät ist.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ sagte Frau von Bartfeld, welche durch die Aufhebung der Verlobung in ihrem Stolze tief verletzt war. „Wenn zwei Menschen nicht zusammenpassen, soll man sie nicht zusammenzwingen!“

„Frau Oberst waren früher anderer Meinung,“ entgegnete Herr Gehrmann empfindlich. „Wer war es denn, welcher die beiden zusammengebracht hat? Ich doch wohl nicht! Für meine Käthe finde ich noch jeden Tag einen Leutnant!“

„Herr Gehrmann — ich muß sehr bitten!“

„Na ja, es ist aber doch wahr.“

„Meiner Erziehung widerstrebt es, auf diesen Ton einzugehen,“ entgegnete Frau v. Bartfeld stolz und verließ erhobenen Hauptes das Zimmer.

Der Bruch war vollständig. Sogar der Oberst und Gehrmann gerieten ziemlich scharf aneinander.

Aergerlich empfahl sich Gehrmann, nachdem er noch in seiner Erregung Herrn v. Bartfeld die Wohnung gekündigt hatte.

Der Oberst begab sich hierauf sofort zu seinem Sohne, der in der Nähe der Kriegsakademie wohnte.

Er traf Henning mit dem Ordnen seiner Sachen

beschäftigt, mehrere Koffer standen in dem Zimmer umher. Ein tiefernster trauriger Ausdruck ruhte auf dem Antlitz des jungen Offiziers.

„Mein armer Junge," sagte der Oberst, ihm die Hand reichend. „Wie ist das alles nur gekommen?"

„Erlaß es mir, Vater, dir die näheren Umstände anzugeben," entgegnete Henning. „Es nützt nichts — es ist einmal geschehen und — es mußte geschehen!"

„Es mußte geschehen, Henning?"

„Ja, Vater — früher oder später! Und da ist es denn doch besser, daß es jetzt gleich geschehen ist. Nun muß es auch ertragen werden!"

„Ich begreife nur nicht — Käthe schien dich doch aufrichtig zu lieben —"

„Käthe trifft nicht die geringste Schuld! Sie konnte nicht anders handeln!"

„So trägst du die Schuld, Henning?"

„Wenn du eine Selbsttäuschung Schuld nennen willst, ja."

„Saß denn die Liebe zu — zu der anderen so tief, mein Junge?"

„Vater — erlaß mir die Antwort darauf!"

Eine ganze Weile herrschte drückendes Schweigen zwischen ihnen.

Henning blickte ernst zum Fenster hinaus in den unaufhörlich niederströmenden Regen, der Oberst schritt nachdenklich in dem Zimmer auf und ab.

Dann blieb er vor einem halbgepackten Koffer stehen.

„Was sollen diese Reisevorbereitungen?" fragte der Oberst nach einer Weile seinen Sohn Henning.

„Ich bin um meine Abkommandierung von der Kriegsakademie eingekommen und erwarte jeden Tag die Rückberufung zu meinem Regiment."

„Henning — auch das noch?! Du willst deine Karriere aufs Spiel setzen?"

„Ich kann hier unmöglich bleiben, Vater!" stieß der junge Offizier hervor. „Ich würde zu einem ernsten Arbeiten doch nicht kommen — ich muß in eine neue Umgebung —"

„Wenn ich nun mit Herrn v. Weferling spräche?"

„Um keinen Preis! Wir würden uns nur einer Demütigung aussetzen. Ich muß andere Menschen um mich sehen, ich muß in eine anstrengende, Geist und Körper beschäftigende Tätigkeit!"

„Und die hoffst du bei deinem Regiment zu finden?"

„Nein Vater — aber hier!"

Er reichte dem Vater ein Zirkularschreiben des Generalkommandos, welches ihm durch das Regiment zugeschickt war. In diesem Schreiben wurde darauf hingewiesen, daß die kaiserliche Schutztruppe in Südwestafrika bedeutend vermehrt werden sollte, um den Aufstand der dortigen Eingeborenen zu unterdrücken. Eine Anzahl Offiziere sollte nach der Kolonie geschickt werden, und es wurden die Offiziere aufgefordert, sich zu melden, welche Neigung zu diesem Dienst besäßen."

„Du willst dich melden?"

„Ich habe mich bereits gemeldet, und ich habe begründete Aussicht, genommen zu werden. Ich hatte dieser Tage Gelegenheit, mit Seiner Exzellenz dem

Kriegsminister zu sprechen. Da ich fertig englisch spreche und mich stets für den Kolonialdienst interessiert habe, hat er mir Aussicht gemacht."

„Henning — denkst du denn gar nicht an uns?"

„Ich denke auch an Euch — aber, Vater, wie ich jetzt bin, kann ich Euch nichts nützen — kann ich niemandem nützen! Ich muß ein anderer werden — ich muß mich erst selbst wiederfinden — dann wird alles gut werden. Es mag seltsam aus dem Munde eines jungen Offiziers klingen, aber ich weiß mich jetzt nicht mehr zurecht zu finden — ich muß heraus aus diesen Verhältnissen, Vater! Ich muß ins Freie — in eine anspannende Tätigkeit — oder ich ersticke!"

„Dein Dienst — dein Pflichtgefühl sollten dich vor solchen schwächlichen Gedanken bewahren."

„Du magst recht haben, Vater — aber ich kann nicht anders! Und dann — diene ich da draußen nicht auch meinem Vaterlande, meinem Fürsten, meinem Volke?"

„Ja, Henning — aber nur, wenn du mit ganzer Seele bei diesem Dienste bist und ihn nicht bloß als eine Aushilfe betrachtest, wenn du wirklich überzeugt bist, deinem Fürsten und deinem Vaterlande da drüben gute Dienste leisten zu können!"

„Das bin ich, Vater! Mich treibt nicht leere Abenteuerlust hinaus. Schon lange hegte ich den Wunsch, mich einmal in dem ernsten Dienst des Krieges zu betätigen, wo es gilt, die Wohlfahrt, die Interessen des Vaterlandes zu verteidigen — ich unterdrückte diesen Wunsch mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse. Jetzt können diese für mich nicht

mehr maßgebend sein! Und so bitte ich dich, gib mir die Erlaubnis, mich der Expedition anzuschließen."

Eine Weile blickte der Oberst sinnend zu Boden. Dann sagte er aufatmend:

„Ich kann dich nicht zurückhalten. Du mußt selbst wissen, was dir dienlich ist. Hier wie dort kannst du deine Soldatenpflicht erfüllen — so zieh denn hinaus, mein Junge, und Gott mag dich beschützen!"

„Ich danke dir, Vater!"

Sie reichten sich die Hände und blickten sich ernst in die Augen.

„Du kennst den Krieg nicht aus eigener Anschauung," sagte der Oberst fast feierlich, „ich habe in zwei blutigen Kriegen mitgekämpft. Es ist etwas Großes und Schönes, im Kampfe für Fürst und Vaterland zu stehen — aber denke es dir nicht leicht, durch Blut und Wunden und Tod zu schreiten. Nur ein festes treues Herz vermag die Schrecken des Krieges zu überwinden — nur wenn man den Krieg nicht um seiner selbst willen führt, sondern ihn als ein von Gott gewolltes Mittel zur Erreichung eines heiligen Zweckes ansieht, wird man ein wahrer Soldat seines Königs, seines Vaterlandes sein — und nun ziehe hinaus mein Sohn — und tue deine Pflicht —"

Henning beugte sich im Kuß über die leicht bebenden Hände des alten Soldaten.

Dieser legte stumm, wie segnend, seine Rechte auf des Sohnes Haupt, dann entfernte er sich. — —

Als der Oberst auf den Korridor trat, stand Wilhelm, der Bursche Hennings, neben der Tür. Mit

einem raschen Ruck stellte sich der Bursche in militärische Positur.

„Na, Wilhelm," sagte der Oberst freundlich, „jetzt geht es bald zum Regiment zurück. Sie würden auch wohl lieber in Berlin bleiben?"

„Kann ich gerade nicht behaupten, Herr Oberst!" entgegnete Wilhelm, während es in seinem Gesichte seltsam arbeitete und zuckte.

„Sie möchten doch lieber zum Regiment zurückkehren?"

„Kann ich auch nicht gerade behaupten, Herr Oberst."

„Ja," meinte der Oberst verwundert, „wo möchten Sie denn sein? Bei Muttern in Ihrem ostpreußischen Heimatsdörfchen? Was?"

„Nein, Herr Oberst —"

„Ja, aber nun sagen Sie mir einmal, Sie wunderlicher Gesell, was das alles zu bedeuten hat? Und jetzt sehe ich auch — Ihnen stehen ja die Tränen in den Augen?"

„Herr Oberst" — schluckte der brave Wilhelm Dube, „ich — möchte mit Herrn Leutnant nach dem fernen Afrika!"

„Sie sind wohl nicht recht klug! Was wollen Sie denn da? Ihr Vater kann Sie auf seinem Hof besser gebrauchen."

„Ach, Herr Oberst, ich habe ja noch zwei Brüder und viel ist auf unserem Hofe auch nicht zu holen. Und da dachte ich, der Herr Leutnant könnte mich wohl auch nach Afrika mitnehmen. So'n guten Burschen kriegt der Herr Leutnant unter den schwarzen Kerls doch nicht!"

Der Oberst lachte. Dann reichte er Wilhelm gerührt die Hand.

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt, Wilhelm. Sie sind ein braver Bursche und würden einen tüchtigen Reitersmann in Südwestafrika abgeben! Ich werde mit meinem Sohne sprechen."

„Ach, wenn der Herr Oberst das tun wollten!"

„Ja, ich verspreche es Ihnen — aber Sie müssen auch gut für meinen Sohn sorgen. Sie wissen doch, daß in Afrika Krieg ist?"

„Gewiß, Herr Oberst. Gegen die schwarzen Halunken! Aber aufpassen auf den Herrn Leutnant will ich schon, Herr Oberst. Mit den schwarzen Kerls wollen wir schon fertig werden!"

Der Oberst nickte ihm freundlich zu und schritt dann nachdenklich gestimmt die Treppe hinunter, sich fest auf seinen Krückstock stützend. Der Gedanke, den treuen, braven Wilhelm Dube an der Seite seines Sohnes in dem fernen, wilden Lande zu wissen, berührte ihn sehr sympathisch.

Er beschloß, bei dem Kriegsminister, mit dem er befreundet war, ein gutes Wort für Wilhelm einzulegen und auch an den Regimentskommandeur seines Sohnes zu schreiben.

Er war ruhiger geworden; er hielt es jetzt selbst für die beste Lösung dieses unerquicklichen Konflikts, daß Henning eine Zeitlang in eine aufreibende, anstrengende Tätigkeit versetzt werde, damit er das Gleichgewicht seiner Seele und die Ruhe seines Herzens wiederfände. Die Gefahren, denen Henning entgegenging, konnten den alten Soldaten nicht erschrecken. Die Gattin des Obersten dagegen war

allerdings in hohem Grade überrascht und erschreckt, aber schließlich fand auch sie sich mit dem Gedanken ab, daß diese Tätigkeit in der Kolonie der Laufbahn Hennings nur förderlich sein konnte.

Im übrigen wurde natürlich jeder Verkehr mit Gehrmanns abgebrochen. Am meisten litt unter diesem Zerwürfnis Fritzi, deren eben emporgeblühte Herzenshoffnung jäh vernichtet wurde. Mehrere Tage ging sie wie betäubt umher; sie vermochte sich in das Schreckliche gar nicht zu finden und weinte manche heimliche Träne. Dazu kam, daß sie das Geheimnis ihrer Liebe niemandem mitteilen durfte, und daß ihr Stolz und ihr Pflichtgefühl sie abhielten, den Geliebten aufzusuchen, um an seinem Herzen Trost zu finden.

Da erhielt sie nach einigen Tagen einen Brief Käthes, welche schrieb:

„Meine liebe kleine Fritzi!

Gestatte mir, daß ich Dich zum letztenmal mit dieser traulichen Bezeichnung anrede. Was zwischen uns getreten ist — glaube mir, daß ich nicht anders handeln durfte, und daß ich für Dich sowie für Euch alle noch immer die innigsten Freundschaftsgefühle hege. Heute nahe ich Dir mit einer letzten Bitte — mein Bruder hat mir Euer Geheimnis anvertraut. Er ist außer sich, der Aermste — er faßte die unüberlegtesten Entschlüsse, und nur mit Mühe habe ich ihn abgehalten, zu Deinen Eltern zu gehen. Ich habe ihn überredet, eine Reise nach Italien zu unternehmen, die ihm Papa schon seit längerer Zeit

bewilligt hat. Ulli will aber nicht eher reisen, bevor er Dich nicht noch einmal gesehen und gesprochen hat. Vergebens suche ich ihm diesen Entschluß auszureden, er besteht fest darauf — und schließlich ist ja der Wunsch ein ganz natürlicher. Ich habe es übernommen, Dich, meine liebe Freundin, zu bitten, diesen Wunsch meines Bruders zu erfüllen, habe jedoch die Bedingung gestellt, daß ich bei Eurer Zusammenkunft zugegen bin. Ich glaube, Du wirst mir das danken, und ich möchte Dir keinerlei Unannehmlichkeiten bereiten. So bitte ich Dich denn, heute gegen Abend in das Atelier meines Bruders zu kommen, ich werde Dich dort empfangen — dann mögt Ihr Euch Lebewohl sagen — hoffentlich nicht für immer.

Deine Käthe."

Fritzi schwankte, ob sie dieser Aufforderung Folge leisten sollte. Stolz und Liebe kämpften in ihrem Herzen miteinander, aber die Liebe trug doch den Sieg davon. Auch vermochte sie Käthe nicht zu zürnen, daß sie die Verlobung mit Henning aufgehoben, hatte Fritzi doch deutlich erkannt, daß ihres Bruders Herz einem anderen Mädchen gehörte. Sie hätte in ähnlicher Lage ebenso gehandelt, gestand sie sich selbst ein, nachdem die erste Erregung über den Bruch verrauscht war. Freilich, sie hätte nur die Entrüstung des geliebten Mädchens über die Treulosigkeit des Geliebten fühlen können, die tieferen Empfindungen und Beweggründe Käthes lagen ihrem einfachen Sinn fern.

Fritzis Herz pochte doch stürmisch, als sie unter dem Vorwande, eine Freundin besuchen zu wollen, die elterliche Wohnung verließ, um sich über den dunklen Hof in das Atelier Ulrichs zu begeben.

An der Eingangstür blieb sie stehen und preßte die Hände an das wildklopfende Herz. Beinahe wäre sie wieder umgekehrt; ihr jungfräulicher Stolz, ihre Erziehung, ihre Anschauung von guter Sitte und Anstand empörten sich gegen dieses heimliche Stelldichein — und trotzdem legte sich ihre zitternde Hand auf den Griff der Klingel, die sofort einen leisen Klang ertönen ließ.

Nun war es zu spät — die Tür öffnete sich — Käthe stand vor ihr!

„Also bist du doch gekommen, meine liebe kleine Fritzi!"

„O Käthe — was wirst du von mir denken?"

„Nur das Beste, meine liebe Fritzi!"

Sie zog die Bebende in die Arme und schloß die Tür.

Fritzi verbarg das erglühende Gesicht an der Brust der Freundin.

„Beruhige dich, Fritzi — ich bleibe ja bei dir! — Komm, hier ist Ulrich — sieh ihn an — er hat dich so unendlich lieb — nur noch einmal will er dir sagen, wie er dich lieb behalten wird für alle Zeit —"

Ulrich stand da und streckte ihr beide Hände entgegen. Sein Antlitz sah sehr bleich aus, in seinen dunklen Augen lohte ein leidenschaftliches Feuer.

„Fritzi —" flüsterte er mit bebender Stimme, die aus der tiefsten Tiefe des Herzens kam. „Sage mir, daß du mich lieb behalten — dann will ich ruhig

von hier scheiden — dann will ich arbeiten und schaffen, um dich mir zu erringen! Sprich zu mir, Elfriede — laß mich nicht ohne Hoffnung auf unsere endliche Vereinigung von dir gehen — ich habe dich ja so lieb — so unendlich lieb —"

Seine Stimme schien in tiefem Seelenschmerz zu brechen. Da hielt es Fritzi nicht länger aus, sie stürzte an seine Brust und schlang die Arme um seinen Nacken.

„Fritzi — du wirst mich lieb behalten?"

„Für immer und ewig, Ulli —"

„So komm mit mir, Elfriede — werde mein Weib —"

Sie erschauerte in seinen Armen — eine gähnende dunkle Kluft schien sich vor ihren Augen aufzutun.

Da trat Käthe zwischen die Liebenden, nahm Fritzi aus den Armen Ulrichs und zog ihr Köpfchen an ihre Schulter.

„Ulrich," sagte sie ernst, „denke an dein Versprechen. Du sollst nicht in dem Herzen des Kindes zwiespältige Empfindungen wecken — du sollst nicht die Reinheit ihres Denkens trüben! Wenn ihr euch wahr und aufrichtig liebt, dann werdet ihr euch wieder zusammenfinden! Aber nicht so, Ulrich — das ist Wahnsinn, das ist keine wahre Seelenliebe!"

Ulrich beugte das Haupt. Elfriede schluchzte in den Armen der Freundin.

„Und nun reicht euch zum Abschied noch einmal die Hände," fuhr Käthe fort. „Dann geht jedes seinen Weg in dem Bewußtsein treuer gegenseitiger Liebe — du, Ulli, an die Arbeit — an dein Schaffen — du hast Großes zu vollbringen, wenn du dein Ziel

erreichen willst. Nicht mit Klagen und Seufzen erreicht man das, sondern durch harte Arbeit, durch Kampf, durch edle Selbstzucht! — Und du, meine teure Elfriede, erfülle deine Pflichten deinen Eltern, deiner Familie gegenüber!"

Die edle Festigkeit Käthes blieb nicht ohne Einfluß auf Fritzi. Sie richtete sich empor und reichte unter Tränen lächelnd Ulrich die Hand.

„Lebewohl, Ulli," flüsterte sie, „und behalte mich lieb —"

Er beugte sich tiefbewegt über ihre Hand und küßte sie innig.

„Lebewohl — ich werde dieser Stunde gedenken. Ich will nicht klagen und seufzen — ich will ein Mann sein — lebewohl, meine liebe Elfriede — lebewohl."

Noch einmal zog er sie an seine Brust und küßte sie. Dann riß er sich los, eilte nach seinem Erker, warf sich in einen Sessel und verbarg das Antlitz in die Hände.

Käthe legte den Arm um Fritzi.

„Komm," sagte sie leise. „Ihr werdet euch wiedersehen —"

*

Ein Jahr ist vergangen! Ein Jahr an Kämpfen und Mühseligkeiten reich — ein Jahr voll Blut und Wunden, in dem fast an jedem Tage der Tod aus dem sicheren Rohr der feindlichen Flinten oder von der Lanzenspitze eines blutdürstigen Gegners dem jungen Offizier der kaiserlichen Schutztruppe gedroht hat.

Alle die wilden Kämpfe gegen die aufrührerischen Hereros unter ihrem Häuptling Kahimema und die hinterlistigen Khauas-Hottentotten unter ihrem Groß-Kapitän Nicodemus hat Henning v. Bartfeld mit durchgefochten. In den wilden zerrissenen Klüften des Felsengebirges von Damaraland hat er sich herumgeschlagen mit den Hereros, die die Oberherrschaft Deutschlands nicht anerkennen wollten; von Norden nach Süden hat er die deutsche Kolonie mit durchzogen, bald sich vor den rebellischen Horden in den Felshöhlen des Gebirges verbergend, bald auf flinkem Roß über die Steppe dahinjagend, bald am stillen Wachtfeuer ruhend, bald im Kampfesgetümmel mit dem wilden Feinde. Der Gott der Schlachten hat ihn und seinen treuen Begleiter, Wilhelm Dube, in allen Fährlichkeiten beschützt; manchen Kameraden hat er an seiner Seite dahinsinken sehen, manchem braven Kampfgenossen zum letzten Male die Hand gedrückt.

Jetzt ist der Aufstand niedergeschlagen; nur an der Grenze, wo das wilde Gebirgsland in die unermeßlichen Steppen der Kalhari-Wüste übergeht, da

gärt noch die Empörung von Zeit zu Zeit empor, denn hierhin haben sich die aufrührerischen Hereros und Hottentotten zurückgezogen, um ihre Raubzüge in das Land der friedlichen Ansiedler zu unternehmen. Einzelne Stationen sind an der Grenze errichtet worden, um dem räuberischen Gesindel entgegenzutreten — einfache Blockhäuser aus rohen Steinen und Baumstämmen errichtet und mit einem Steindamm umgeben.

Auf der kleinen Station Rietfontän an der Grenze der Kalahari-Wüste liegt Henning mit zwanzig Reitern und einigen Hereros und Negern als Diener und Pferdewärter.

Es war ein einsames, wildes Leben da draußen am Rande der unendlichen Wüste, und doch liebte Henning dasselbe in der Gemütsstimmung, in der er sich befand. Er empfand keine Sehnsucht nach dem Treiben der Welt, nach dem Leben der großen Städte und den Vergnügungen der Gesellschaft. Hier war er auf seine eigene Kraft gestellt, an der Grenze des zivilisierten Lebens, das er gegen das Ueberwuchern einer wilden barbarischen Welt schützte. Hier war er Soldat im wahren, edelsten Sinne des Wortes, er stand auf der Wacht, wohin ihn sein Fürst gesandt, gegen die Feinde seines Vaterlandes.

Er war sehr viel ernster geworden in dem Jahr des blutigen Kampfes; er hatte über manche Dinge tiefer und gründlicher nachdenken gelernt als früher. Wenn er mit zerrissenem Herzen und tiefverwundeter Seele den heimischen Boden verlassen, wenn er mit Unfrieden in der Brust und Zweifel in der Seele hierhergekommen, halb aus Abenteuerlust, halb aus Ver-

zweiflung an dem Glücksstern seines Lebens, jetzt hatte er sich zum Frieden durchgerungen, und ein stolzes, edles Selbstbewußtsein erfüllte ihn, das ihn vor jedem Unfrieden schützte. Die kleine Station Hennings lag am Fuße eines vielfach zerklüfteten Bergzuges, über welchen ein Paß nach der dichter besiedelten Gegend von Windhoek, dem Hauptort des ganzen Landes, führte. Diesen Paß sollte die Station schützen.

Nach Osten zu breitete sich die Wüste endlos, unabsehbar aus. In wellenförmigen Sandhügeln lag sie da. Aber trotz des sandigen Bodens überzog die Ebene ein grüner Grasteppich und Gruppen einzelner alter Kungbäume und stachliger Mimosen zierten hier und da die flachen Erhebungen. In den Bodensenkungen sammelte sich das Wasser und bildete kleine Sümpfe, um welche sich ein dichter Kranz von saftigen Schilfpflanzen und höheren Bäumen erhob.

Diese Wasserstellen, die manchmal kleinen Seen glichen, waren die Sammelstellen für die massenhaften Sumpfvögel und die anderen wilden Tiere der Wüste. Zu Hunderten und aber Hunderten kamen die Schnepfen und Sumpfhühner angeschwirrt; stolze Flamingos gingen hier auf die Jagd und Scharen von allerhand wilden Gänsen und Enten bevölkerten die Wassertümpel.

Wenn der Abend sich niedersenkte, dann durchstrichen die schlanken Gestalten der Giraffen das krachende Schilf, und Herden von Antilopen zogen herbei, um ihren Durst zu löschen, während in dem Dickicht der Schakal knurrte und durch das oft mannshohe Gras die gierige Hyäne schlich.

Wenn der Dienst Henning nicht in Anspruch nahm, gab er sich oft dem Vergnügen der Jagd hin. Teils bot ihm diese Beschäftigung in der Tat eine anregende Abwechselung, teils sorgte er durch seine Jagdbeute für die Küche der Mannschaft, die sonst etwas sehr einförmig gewesen sein würde.

Wilhelm Dube war sein steter Begleiter auf diesen Ausflügen, die immer zu Pferde unternommen wurden und oft weit in das flache Land hineinführten. Henning verband mit diesen Ausflügen auch den Zweck, die Gegend zu untersuchen, ob sich nicht etwa eine räuberische Hottentottenhorde der Grenze näherte.

Auch heute, an einem schwülen Sommertage, war Henning mit Wilhelm in die Wüste geritten. Wilhelm Dube, der während seines Aufenthaltes in Afrika ein eifriger und tüchtiger Jäger geworden, hatte die Fährte eines alten Giraffenmännchens entdeckt, und da es schon lange Hennings Wunsch war, ein schönes Fell dieses Tieres für seine Sammlung zu erwerben, so war man der Fährte in leichtem Trabe wohl über eine Stunde gefolgt.

Plötzlich tauchte die Giraffe in dem langen Grase vor ihnen auf.

„Galopp!" rief Wilhelm Dube, seinem Braunen die Sporen gebend. „Das Biest hat uns gewittert! Jetzt gilt's, Herr Leutnant."

Und nun folgte eine tolle, aufregende Jagd! Wie ein Pfeil schoß Henning auf seiner edlen frischen Stute „Lady Anna" über das hohe Gras und die Dornenbüsche, daß Wilhelm auf seinem schlechteren Pferde ihm kaum zu folgen vermochte. Aber die

Giraffe war schnellfüßiger als „Lady Anna“ und sauste mit vorgestrecktem Halse unaufhaltsam dahin, daß Henning schon die Hoffnung aufgab, sie einzuholen.

Plötzlich bemerkte er, daß das Tier stutzte und sich zur Seite wandte. Wilhelm hatte ihm durch einen Bogen den Weg verlegt. Jetzt kam Henning näher — da knallte schon der Schuß Wilhelms, der vom Pferde gesprungen war — das Tier machte einen riesigen Satz, ging dann aber flüchtig weiter. Henning sprang nun ebenfalls aus dem Sattel — seine Büchse krachte — die Giraffe blieb stehen, drehte sich um sich herum, scharrte den Boden mit den Füßen, indem es den langen Hals hin und her bewegte — dann stürzte es dumpf nieder, daß der Boden erzitterte und streckte sich krampfhaft zu voller Länge aus — es war tot.

Es war ein mächtiges Tier und maß von der Nasenspitze bis zum Ansatz des Schweifes etwa fünf Meter.

Wilhelm kraute sich hinter den Ohren.

„Das ist alles ganz schön, Herr Leutnant,“ sagte er in seiner ehrlichen Weise, „aber wie sollen wir das Biest nach der Station kriegen? Wir sind ja fast zwei Stunden hinter ihm hergejagt.“

„Ganz einfach,“ meinte Henning, „wir reiten zurück und holen Hilfe, während wir das Tier mit Zweigen bedecken.“

„Das soll wohl sein, Herr Leutnant, aber sehen Sie sich mal unsere Pferde an — wir sind wohl zwanzig Kilometer von der Station entfernt. Mein Brauner ist alle und „Lady Anna“ geht's nicht viel besser!“

Wirklich zeigten die Pferde Spuren großer Erschöpfung. — Die wilde Jagd durch Dick und Dünn in der glühenden Sonnenhitze hatte gut über eine Stunde gedauert. Henning mochte den übermüden Pferden den weiten Rückweg doch nicht mehr zumuten.

„Dann kampieren wir hier draußen," entschied er. „Der Zufall hat uns gerade an eine günstige Stelle geführt — dort ist ein kleiner Wassertümpel, den mehrere prächtige Kungbäume umstehen. Gras für die Pferde ist auch vorhanden — und da fällt mir ein, daß ich hier eine prächtige Gelegenheit zu einer nächtlichen Jagd habe.

„Wie meinen Herr Leutnant das?"

„Du wirst mit den Pferden dein Lager hinter jener Mimosengruppe — sie ist wohl zweihundert Schritt von dem Wasser entfernt — aufschlagen. Gegen Abend steige ich auf jenen Baum, dessen starke Zweige über das Wasser reichen — da werde ich einmal sehen, ob ich nicht einen Leoparden oder gar einen Löwen schießen kann.

„Gibt es hier ja gar nicht, Herr Leutnant," lachte Wilhelm.

„Hier um das Wasser herum sind eine Menge Fährten, da will ich doch einmal aufpassen, was alles zum Wasser kommt."

Der brave Wilhelm machte zuerst einige Einwendungen, aber Henning bestand auf seinem Vorsatz, und so mußte Wilhelm sich fügen.

Nach einem frugalen Abendessen, welches Wilhelm zubereitet, bestieg Henning seinen luftigen Sitz, während Wilhelm sich mit den Pferden hinter das

Mimosendickicht zurückzog, wo er ein kleines Feuer unterhielt.

Das Zwielicht des Tages brach rasch herein, ein lieblicher warmer Abend folgte. Wie ein großes braunes Blatt flatterte die Fledermaus in der Dämmerung umher, in dem Grase zirpten die großen Heuschrecken und Fliegen und Käfer erfüllten die laue Luft mit ihrem Gesumme.

Hennings Gedanken schweiften tausende von Meilen fort — in die Heimat. Er sah den alten Vater am Tisch sitzen und bei der Abendlampe die Zeitung durchsuchen, ob nicht eine Kunde aus dem fernen Lande darin stünde, wo sein Sohn weilte — während die Mutter mit aufmerksamem Auge zu dem Lesenden hinüberblickte. Er hörte die kleine Schwester ein träumerisches Lied am Klavier singen — er sah das stolze, edle Antlitz Käthes, er sah die Gestalten der Kameraden, er hörte ihr Lachen und Plaudern — und er erstaunte über sich selbst, wie weit, wie unendlich weit alles das hinter ihm lag und wie ruhig sein Herz bei diesen Erinnerungen geworden war! Nur wenn das dunkle, scheue Kinderauge Kittys, ihr liebliches, schelmisches Gesichtchen vor seinem träumenden Auge auftauchte; dann pochte sein Herz lebhafter, dann empfand er eine tiefe Sehnsucht nach der Heimat, die doch seines Lebens Glück barg!

Die Nacht sank bald herab.

Die Schakale begannen zu bellen und umkreisten im weiten Bogen die tote Giraffe. Als es dunkel geworden war wagten sie sich näher an das Tier heran und begannen daran zu zerren und zu reißen, sich untereinander zankend. Schon wollte Henning zwi-

schen den Haufen der Streitenden feuern, um sie zu verscheuchen, als ein langgezogenes Geheul durch die Nacht drang. Wie oft hatte er diesen unheimlichen Ton schon gehört! Es war der Ruf der großgefleckten Hyäne, welche den Schakalen die gute Beute streitig machen wollte.

Nun knurrten und bellten die Schakale noch wütender, aber die Hyäne vertrieb sie, welche sich jetzt allein an das leckere Mahl machen wollte, während die Schakale sie gierig umkreisten.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete hell das eigenartige Schauspiel. Die Hyäne riß und zerrte an der toten Giraffe — da erhob Henning seine Büchse — der Schuß krachte — ein lautes Geheul — ein hoher Luftsprung und verendend brach das wilde Tier zusammen, während die erschreckten Schakale das Weite suchten.

Der Schuß schien für die Nacht alles weitere Getier verscheucht zu haben. Die Nacht verlief in Grabesstille, kein Ton war zu hören, kein Blatt regte sich, die ganze Natur war in tiefen Schlaf versunken.

Wachend saß Henning da und blickte zum Monde hinauf, wie er seinen Silberbogen auf dem schwarzen Himmelsgewölbe beschrieb; in majestätischer Prozession zogen die funkelnden Sterne vorüber, das Kreuz des Südens stand schimmernd am Himmel, die Einförmigkeit des feierlichen Schweigens wirkte endlich auf die Sinne Hennings, so daß er einschlummerte.

Heimatliche Träume durchzogen Hennings Seele; er erwachte erst, als der Morgen dämmerte.

Ein roter Streifen am östlichen Horizont kündete den nahen Anbruch des Tages an.

Henning reckte sich und wollte vom Baume herabsteigen, um zu dem warmen Feuer zu eilen, das Wilhelm wieder entfacht hatte. Noch einen scharfen Blick durch den Krimstecher warf er über die wellenförmige Ebene, über die jetzt die Sonne ihre blitzenden Fluten ergoß.

Da sah er einige hundert Schritt entfernt das hohe Gras sich bewegen, als schleiche ein großes Tier vorsichtig hindurch. Er griff nach der Büchse, in der Meinung, daß ein Leopard sich heranschleichen wolle.

Doch plötzlich schien es ihm, als schiene die Sonne auf Stahl und Waffen!

Aufmerksam sah er durch seinen Krimstecher — jetzt erhob sich eine menschliche Gestalt aus dem Grase und lugte vorsichtig nach Wilhelms Lagerfeuer hinüber — da noch eine und dort und dort — wahrhaftig, es waren die räuberischen Khauas, welche einen Ueberfall planten.

Mit Blitzesschnelle glitt Henning vom Baume, die Khauas hatten ihn jedoch bemerkt und erhoben ein wildes Geschrei — ein Schuß krachte und die Kugel schlug klatschend in das Geäst des Baumes.

Wilhelm war jetzt auch aufmerksam geworden. Er sprang zu den Pferden und im Nu waren sie gesattelt. Jetzt stürmten die Khauas unter wildem Geschrei herbei — Wilhelm und Hennings Büchsen krachten — zwei Angreifer warfen die Arme in die Luft und brachen zusammen. Die anderen dunklen Gestalten verschwanden im Grase. Aber in schußsicherer Entfernung tauchten andere Feinde auf; berittene Hottentotten, die auf den kleinen sicheren Gäulen rasch heranflogen.

„In den Sattel!" rief Henning. „Und so schnell als nur möglich zur Station!"

Die Flinten der Feinde krachten, aber sie schossen schlecht. Schon saßen Wilhelm und Henning im Sattel und die vollkommen ausgeruhten Pferde jagten davon.

Hennings Stute trat mit dem Vorderhuf in das Loch eines Erdferkels und pflügte den Sand mit den Nüstern auf — aber sie rappelte sich tapfer wieder empor, ohne ihren Reiter abzusetzen — und weiter ging die wilde Jagd den immer deutlicher auftauchenden Bergen entgegen.

Mit wildem Geheul folgten die Hottentotten. Sie teilten sich, um den beiden Reitern den Weg abzuschneiden — aber die Pferde der Deutschen sind den kleinen struppigen Gäulen an Schnelligkeit weit überlegen.

Nach und nach vergrößert sich die Entfernung zwischen den beiden Verfolgten und ihren Verfolgern, sie können ihre braven Tiere etwas verschnaufen lassen.

Dann geht es im Jagdgalopp weiter — und nach zweistündigem scharfen Ritt halten sie auf ihren dampfenden, atemlosen Pferden vor dem Tore von Rietfontän.

*

Der Sergeant, welcher während der Abwesenheit Hennings das Kommando geführt hatte, trat ihnen erstaunt entgegen.

Aber der Ruf: „Die Hottentotten greifen an — zu den Waffen!" brachte sofort die ganze kleine Besatzung in Bewegung, jeder griff nach dem Repetierkarabiner, Revolver und Säbel, und binnen einigen Minuten stand die kleine Schar kampfbereit auf dem engen Hofe der Station.

Es waren prächtige sehnige Gestalten, die in ihren hellbraunen Röcken, hohen Stiefeln und dem breiten Filzhut auf der gebräunten Stirn, den Karabiner in den nervigen Fäusten und den breiten Reitersäbel um Koppel, einen echt kriegerischen Eindruck machten.

Freilich eine Paradetruppe im Sinne des Exerzierreglements war diese Schar kampfgewohnter Reiter nicht, aber man sah es auf den ersten Blick, daß sie vor einer Gefahr nicht zurückschreckten und es mit einem zehnfach überlegenen Feinde aufzunehmen gewohnt waren.

Hier in diesem wilden Kriege barbarischen Völkerschaften gegenüber, in dem Lande ohne Wege und Stege, bald unter freiem Himmel bei brennender Sonnenglut oder heftig niederströmendem tropischen Regen ruhend, bald in elenden Lehmhütten der Bastards kampierend, bald dahinjagend über endlose

Steppen hinter dem fliehenden Feinde, bald sich mühsam den Weg zwischen dem Felsengeröll des Gebirges bahnend — hier entwickelten sich die höchsten, wahrhaft kriegerischen soldatischen und menschlichen Tugenden, denn hier war nicht nur ein jeder auf seine eigene Kraft angewiesen, sondern die eigenartigen Verhältnisse schufen auch eine weit innigere Kameradschaft, als in den Verhältnissen eines großen, aus allen möglichen Elementen zusammengesetzten Heeres.

Voll Vertrauen überflog auch jetzt Hennings Auge seine kleine Schar, die ruhig seine Befehle erwartend dastand, ohne mit der Wimper zu zucken angesichts der drohenden Gefahr.

„Wir werden wahrscheinlich einen heißen Kampf zu bestehen haben, Kameraden," sagte Henning. „Ich schätze die Schar der Feinde auf etwa zweihundert! Wenn sie uns in der Tat angreifen, gilt es, unsere Standhaftigkeit und unsern Mut aufs beste zu beweisen, doch ich brauche euch ja nicht erst zu ermahnen! Ihr kennt ja den Kampf mit diesen Wilden und wißt, daß es vor allem gilt, kaltes Blut zu behalten."

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die gebräunten Gesichter der Männer. Sie hatten gelernt, jeder Gefahr ruhigen Blutes in das Auge zu schauen.

„Sergeant Müller," wandte sich Henning an den bärtigen Unteroffizier, „reiten Sie mit drei Mann den Feinden entgegen und suchen Sie seine Absicht zu erkunden. Auf ein Gefecht lassen Sie sich aber nicht ein. Sollten die Gegner überraschend angreifen, so ziehen Sie sich unter Schießen zur Station zurück. Wir wissen dann, woran wir sind."

„Zu Befehl, Herr Leutnant," entgegnete der Ser-

geant, wählte sich drei tüchtige Reiter aus, und nach kurzer Zeit galoppierte er mit ihnen in die Ebene hinaus, bald hinter der nächsten wellenförmigen Erhebung verschwindend.

„Ihr anderen," befahl Henning den Zurückbleibenden, „begebet euch auf die euch bekannten Posten. Das vordere Tor wird geschlossen, das hintere bleibt vorläufig unverschlossen. Die Pferde stehen bereit! Vorwärts — auf eure Posten!"

In wenigen Augenblicken hatte die Besatzung die schon vorher bestimmten Stellungen an der Umfassungsmauer der Station eingenommen.

Die Boys (Diener und Pferdewärter) standen bei den aufgezäunten und gesattelten Pferden, und die Hereros waren zu Fuß in das Vorterrain und die Berge gesandt, um sich gegen überraschende Angriffe zu sichern. Wie Leoparden glitten die braunen Herokrieger durch die Büsche und das hohe Gras, das sich kaum bewegte und über den Dahinkriechenden zusammenschlug, wie die Wellen des Meeres über dem Taucher.

Tiefe, feierliche Stille herrschte rings — das Schweigen der Wüste, der unendlichen Grassteppe. Glühendheiß brannte die Sonne von dem wolkenlosen stahlblauen Himmel nieder, kein Lüftchen regte sich, kein Blättchen, kein Grashalm bewegte sich. Die Tiere der Steppe lagen in ihren Schlupfwinkeln verborgen, selbst die Vögel schienen unter der Schwere der glühenden Luft lautlos und still unter dem Blätterdach der Büsche und Bäume zu kauern.

Henning hatte schnell eine kleine Stärkung zu sich genommen und stand jetzt auf der Plattform des

Blockhauses, wo er durch den Krimstecher aufmerksam den in Dunst gehüllten Horizont beobachtete, während Wilhelm Tube mit dem Karabiner in der Hand hinter seinem Herrn stand.

Henning wußte, daß die Bastards und Hottentotten während des Tages kaum die Station offen angreifen würden. Sie kannten die mörderische Wirkung der Repetier-Karabiner und wußten, daß die wohlbefestigten Stationen von mutigen und tatkräftigen Männern verteidigt wurden.

Station Rietfontän war außerdem so angelegt, daß sie etwa tausend Meter vor sich freies Schußfeld hatte, während sie sich im Rücken an steile, kaum ersteigbare Felsen anlehnte. Wohl verproviantiert und mit Wasser versehen, konnte man einem Angriff schon ruhig entgegensehen.

Das einzige Bedenkliche lag in der Möglichkeit, daß die Feinde die Quelle, welche die Station mit Wasser versorgte, und die etwa 20 Minuten entfernt in dem Gebirge entsprang, entdeckten und ableiten konnten. Zwar war stets ein gefülltes Wasserreservoir in der kleinen Festung, aber der Verbrauch an Wasser war auch der Pferde wegen ein sehr großer. Ohne Wasser hätte man sich kaum einige Tage halten können, wenn man nicht die unentbehrlichen Pferde opfern wollte.

Doch vorläufig war an eine solche Eventualität noch nicht zu denken. Wenn sich die Hottentotten erst einmal blutige Köpfe bei einem Angriff auf die Station geholt hatten, würden sie recht bald wieder verschwinden.

Langsam und träge schwanden die Stunden da-

hin. Schon glaubte man, daß die wilden Horden von einem Angriff Abstand genommen hätten, als gegen Abend an zwei Stellen einer das Schußfeld begrenzenden Terrainwelle kleine Dampfwölkchen aufstiegen und zwei schwache Detonationen vernehmbar wurden.

„Unsere Patrouille hat geschossen, Herr Leutnant!" rief Wilhelm.

Im nächsten Augenblick erschien auch schon Sergeant Müller und die drei Reiter auf dem Kamme der Bodenwelle, schossen nochmals ihre Karabiner ab und jagten in gestrecktem Galopp auf die Station zu. —

„An die Gewehre!" ertönte das Kommando Hennings, während er selbst an das Tor eilte, um Sergeant Müller und seine Leute zu empfangen, die soeben von ihren dampfenden Gäulen sprangen.

„Die Khauas sind uns auf den Fersen, Herr Leutnant," meldete der Sergeant. „Wohl zweihundert Mann stark — die Hälfte beritten — sie planen augenscheinlich einen Ueberfall."

„Haben Sie unsere Hererokundschafter nicht gesehen?"

„Nein, Herr Leutnant!"

„Die Schurken! Sie sind wahrscheinlich entflohen!"

Da tauchte ein dunkelbrauner Körper aus dem hohen Grase auf. Es war einer der zurückkehrenden Hereros.

„Sie kommen," flüsterte er in seinem schlechten Englisch dem Offizier zu. „Wie die Schlangen schleichen sie heran — da — da sind sie!"

Keine zweihundert Schritte von der Station entfernt erhoben sich plötzlich etwa hundert wilde, halbnackte oder mit Lumpen und Fellen bekleidete braune Gestalten und stürzten, ihre Speere und Keulen hochschwingend, unter Geheul und Geschrei auf die Station zu.

„Ruhig zielen und feuern," rief Henning seinen Leuten zu.

„Feuer!" ertönte das Kommando. Die Salve krachte; man sah einige der Feinde einen hohen Luftsprung machen und zusammenbrechen. Die anderen stießen ein schreckliches Geheul aus und verschwanden in dem hohen Grase.

Jetzt quoll es über die Anhöhe hervor — Reiter auf struppigen Pferden, nackte, wilde Erscheinungen, lange Flinten in den Fäusten schwingend, dazwischen Fußgänger mit Speer und Keule bewaffnet — Buschmänner aus der Kalahari-Wüste, dunkelschwarze Damara-Neger aus den Felsenwildnissen, zerlumpte Bastards — das ganze räuberische Gesindel, welches an der Grenze der Kolonie hauste, schien sich zu diesem Zuge vereinigt zu haben.

Ein Bastardhäuptling, dessen bärtiges Gesicht ein breiter Hut beschattete und der eine lange Flinte über dem Haupte schwang, ritt an der Spitze der Schar, welche sich mit wildem, gellendem Gekreisch gegen die Station heranwälzte.

Unaufhörlich krachten die Salven der Verteidiger, viele der wilden Gestalten brachen nieder, aber unaufhaltsam flutete der Strom weiter heran. Die Geschosse klatschten gegen die Umwallung — die Speere sausten über die Köpfe der Verteidiger hinweg und

blieben zitternd im Erdboden haften oder zerbrachen an der Steinmauer der Station.

Fünfzig Schritt war die wilde Schar noch entfernt, da kommandierte Henning „Schnellfeuer!" — und nun prasselten die Geschosse den Anstürmenden entgegen, daß diese stutzten und sich flauten, wie ein reifes Ehrenfeld, in welches der Hagelsturm hineinsaust.

Zahlreiche Tote bedeckten den Platz, unter Geheul schleppten sich die Verwundeten zurück, die Fußgänger tauchten urplötzlich in das hohe Gras nieder und die Reiter jagten zurück, hinter der Terrainwelle verschwindend.

Der erste Ansturm war abgeschlagen und Henning hoffte, daß die Feinde sich an dieser Lektion genügen lassen würden. Von seinen Leuten waren nur einige leicht verwundet worden.

Die Nacht brach herein.

Die Hoffnung, daß die Feinde sich ganz zurückziehen würden, erfüllte sich nicht. Einige der ausgesandten Herero-Kundschafter kehrten mit der Nachricht zurück, daß sich die Gegner in weitem Bogen um die Station lagerten, und daß eine Abteilung in das Gebirge entsandt sei, um der Besatzung, falls sie sich zurückziehen wollte, den Rückweg abzuschneiden.

Henning entschloß sich, mehrere Kundschafter nach der nächsten Station zu senden und um Unterstützung zu bitten. Dann wollte er den Feind im offenen Felde angreifen und ihn in die Kalahari-Wüste zurückwerfen.

Gegen Morgen wiederholte sich der Ansturm der Angreifer. Dieses Mal drangen sie bis an die Um-

fassungsmauern, die einzelne von ihnen auch erkletterten.

Ein wütendes Handgemenge entspann sich — Mann gegen Mann wurde gekämpft, bis Sergeant Müller mit einer kleinen Schar, die er aus dem hinteren Tor geführt hatte, den Feinden in den Rücken fiel, die dann in der Meinung, es mit einem neuen Gegner zu tun zu haben, erschreckt davonflohen.

Der Kampf war schwer gewesen und hatte der kleinen Besatzung zwei Tote und mehrere Verwundete gekostet.

Henning sah nicht ohne Besorgnis dem kommenden Tage entgegen, der ebenso glühend heiß anbrach, wie die vorhergegangenen.

Die um das Fort herumliegenden Leichen von Menschen und Tieren gingen rasch in Verwesung über und verbreiteten einen ekelhaften Geruch. Am blauen, wolkenlosen Himmel schwebte eine Schar Aasgeier und ließ sich mit widerlichem Gekreisch auf die Leichen nieder. Schakale und Hyänen strichen scheu durch das Dickicht, die Gelegenheit zu ihrem eklen Mahle erspähend, und in der Ferne zeigten sich dann und wann kleine Trupps der Wilden, die mit gierigen Augen nach der kleinen Station hinüberlugten.

Ein verlorener Posten schien diese kleine Festung in der Wildnis zu sein, aber in der Brust der tapferen Soldaten schlug ein männliches Herz — die Hand faßte die Flinte fester und kühn blickte das Auge der kommenden Gefahr entgegen.

Da traf eine Botschaft ein, welche Henning mit der größten Besorgnis erfüllte.

„Die Wasserleitung versagt, Herr Leutnant," mel-

dete Sergeant Müller. „Die Halunken scheinen uns die Quelle abgegraben zu haben.“

Henning überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Meldung. Nur wenige Tropfen des erfrischenden Naß rieselten aus der Leitung hervor — dann versiegte sie ganz.

„Wie steht's mit unserem Wasservorrat, Sergeant?“

„Schlecht, Herr Leutnant. Für heute mag's bei großer Sparsamkeit noch reichen. Morgen müssen wir dursten.“

„Das geht nicht — dann sind wir verloren —“ konstatierte Henning.

„Die Pferde haben schon seit heute morgen kein Wasser mehr bekommen. Die armen Tiere lassen bereits die Köpfe hängen.“

Nachdenklich blickte Henning vor sich nieder.

„Können die Verwundeten reiten?“ fragte er sodann.

„Ja, Herr Leutnant. Niemand ist schwer verwundet. Wollen der Herr Leutnant die Station verlassen?“

„Wenn's nicht anders sein kann — ja. Bis morgen wollen wir noch warten — wenn dann kein Entsatz kommt, wollen wir uns zur nächsten Station durchschlagen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“ —

Der Tag verging und brachte keine Aenderung. Am Abend wurde der letzte Schluck Wasser an die Mannschaft verteilt und die Pferde notdürftig getränkt.

Jeder Mann wußte genau, was ihnen bevor-

stand, wenn keine Hilfe von außen kam: entweder sich durchkämpfen oder — sterben!

In der Nacht fiel ein erquickender Gewitterregen, der einerseits die Feinde von einem erneuten Sturm abhielt, anderenteils Mannschaft und Pferden Erquickung brachte. Nun konnte man noch einen Tag länger ausharren.

Als aber auch diese Frist verstrichen war und kein Entsatz nahte, als der letzte Trunk Wasser verteilt worden war, da entschloß sich Henning zu dem letzten Rettungsmittel.

Er versammelte die Mannschaft um sich und setzte ihr die Lage auseinander.

„Ich vertraue auf euch, ich weiß, ihr werdet eurem Namen als deutsche Soldaten Ehre machen!" schloß er seine kurze Anrede.

Mit einem kräftigen Hurra erwiderte die Mannschaft. Unverzagt standen sie auf ihrem Posten, unverzagt folgten sie ihrem Führer in den letzten heißen Kampf.

Für den folgenden Morgen wurde der Ausfall beschlossen.

Noch ehe der erste Strahl der aufgehenden Sonne über die Ebene blitzte, stand die kleine mannhafte Schar in Wehr und Waffen bei ihren Pferden im Hofe der Station bereit, die deutschen Reiter in erster Linie, die schwarzen „Boys" mit dem Gepäck in der Mitte, während die Hereros unter Aufsicht des Sergeanten Müller den Schluß machten.

Das Tor sprang auf und der Zug verließ die kleine Festung. Die nächste Station lag etwa vierzig Kilometer nach Norden zu. Das Gepäck und die

Verwundeten sollten sofort die Richtung nach der Station einschlagen, während die kampffähigen Leute das Gepäck gegen den Feind decken sollten. Der Weg wandte sich den Bergen zu — doch kaum war man einige hundert Schritte vorgerückt, als die Flut der feindlichen Reiter heranbrauste.

Henning ließ seine Leute aufmarschieren und empfing den Gegner mit einer wohlgezielten Salve — die Feinde stutzten — jetzt den Säbel zur Hand — der Trompeter blies das Signal zur Attacke und drauf ging's auf den verdutzten Feind.

Ein wildes Handgemenge entspann sich. In dichtem, unentwirrbarem Knäuel jagte die Reitermasse über die Ebene — Schüsse krachten, Speere flogen hin und wieder, die Sonne glänzte auf den blanken Klingen der Reiter — dann löste sich der Knäuel in einzelnen Gruppen auf; die Trompete rief zum Sammeln, den Säbel hoch emporschwingend hielt Henning mit dem Trompeter auf einer kleinen Anhöhe, um ihn sammelten sich seine Reiter, kampferhitzt, mit blitzenden Augen, auf schäumenden Rossen.

Nach allen Richtungen jagte der geschlagene Feind auseinander und verschwand in der weiten Steppe. Jetzt konnte man einige Stunden ungestört den Marsch fortsetzen und dann war man in Sicherheit.

Aber was war das?

Erschreckt blickten die braven Burschen auf ihren Offizier. Er schwankte im Sattel, seine Wangen wurden totenblaß — noch einmal raffte er sich empor: „Sergeant Müller —"

„Herr Leutnant?"

„Ich bin verwundet — ich sterbe — übernehmen Sie das Kommando —“

„Herr Leutnant —“

„Leute — Kameraden — noch einmal — es lebe der König — Hurra —“

Die Reiter drängten sich um ihn — da fiel sein Arm schlaff herab, er schwankte, knickte zusammen und sank bewußtlos in die Arme Wilhelm Dubes, der ihn sanft auf den Rasen niederlegte.

*

In Windhoek, dem Sitz des Landeshauptmannes und der Regierung, rief die Nachricht von dem Wiederausbruch des Aufstandes an der Grenze große Erregung hervor.

Die weißen Ansiedler traten teils als Freiwillige in die Schutztruppe ein — die der Landeshauptmann, Major Leutwein, eilig zusammenzog, um sie dem Feinde entgegenzuführen — teils schlossen sie sich zu einer Art Bürgerwehr zusammen, um Windhoek in Abwesenheit der Truppe gegen etwaige Angriffe aufrührerischer Hereros zu verteidigen. Freilich schloß sich sowohl der Oberhäuptling der Hereros wie auch Wittboi, der Kapitän der Wittboi-Bastards, dem Kriegszug gegen die aufständischen Khaua-Hottentotten an, aber im Bunde mit diesen waren auch Stämme der Hereros und einzelne Bastards, sowie die Buschleute der Wüste, so daß vor allem größte Vorsicht geboten war.

Eine rege Tätigkeit herrschte in dem Lazarett und dem neuen Krankenhaus, das mit jenem vereinigt war. Unter Leitung eine Oberdiakonissin waren mehrere Schwestern aus Deutschland eingetroffen, welche jetzt alles zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten vorbereiteten.

Die Ankunft der letzteren sollte nicht lange auf sich warten lassen. Fast zugleich mit der ersten Meldung des Aufstandes langten auch die in den Kämpfen von Rietfontän Verwundeten an, unter ihnen Henning v. Bartfeid, welcher außer einem Schuß durch die Schulter einen tiefen Speerstich in die Brust erhalten hatte. Durch den Stoß war die Lunge verletzt, und der Stabsarzt Dr. Richter zweifelte an dem Aufkommen des jungen tapferen Offiziers.

In heftigem Fieber sich umherwälzend oder apathisch daliegend ruhte der Verwundete auf seinem Lager, von Wilhelm Dube und den Schwestern Marie und Antonie gepflegt. Auch die Vorsteherin des Krankenhauses saß oft an Hennings Lager, doch entfernte sie sich stets, sobald der Verwundete aus seinem Fieberschlummer erwachte.

Wilhelm Dube erschrak nicht wenig, als er die Vorsteherin zum ersten Male erblickte. Sprachlos starrte er mit seinen ehrlichen Augen auf ihr blasses durchgeistigtes Antlitz, über dessen Züge ein flüchtiges Erröten huschte.

„Sie wundern sich, mich hier zu sehen?“ sagte sie freundlich.

„In der Tat, gnädiges Fräulein“ — stammelte der wackere Wilhelm Dube. „Gnädiges Fräulein in dieser Kleidung —“

„Sie dürfen mich jetzt nicht mehr gnädiges Fräulein nennen," fuhr die Oberin fort. „Ich bin hier nur Schwester Katharina, nicht mehr als Schwester Marie und Antonie. Sagen Sie aber Herrn v. Bartfeld noch nicht, daß ich hier bin. Die Ueberraschung würde ihm unbedingt schaden. Wenn er sich wieder mehr gekräftigt fühlt, werde ich mich ihm selbst entdecken."

„Sie wünschen, gnädiges Fräulein —"

Sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Wie sollen Sie mich nennen?"

„Schwester — Katharina — aber wahrhaftig, gnädiges Fräulein, es fällt mir sehr schwer — es geht wirklich nicht!"

„Nun, Sie müssen sich schon daran gewöhnen."

Kopfschüttelnd entfernte sich Wilhelm Dube. Es wollte ihm durchaus nicht in den Sinn, daß seines Herrn frühere Braut, das reiche und vornehme Fräulein Käthe Gehrmann, hier in dem wilden Lande einfache Krankenwärterdienste versah.

Nach und nach erwachte Henning zu neuem Leben. Das Fieber wich mehr und mehr, und wenn noch eine große Schwäche zurückblieb und die äußerste Ruhe nötig war, so erklärte der Arzt doch, daß eine unmittelbare Gefahr nicht mehr vorhanden sei. Freilich erheischte die verwundete Lunge eine sorgfältige Nachkur und einen längeren Aufenthalt in einem milderen Klima.

Mehr träumend als wachend ruhte Henning auf seinem Lager. Durch das offene Fenster des Zimmers trug der laue Wind die Düfte des Gartens, der das Hospital einschloß, er säuselte in den Kronen der Akazien und Kameldornbäume und raschelte in den harten

Blättern der Kakteen und Mimosen, die die Hecke des Gartens bildeten.

Henning sann über seine Erscheinung nach, welche er in der letzten Nacht zu sehen glaubte. Es war ihm gewesen, als habe sich Käthe Gehrmann über sein Lager gebeugt, als habe ihre weiche, kühle Hand sich sanft auf seine Stirn gelegt und als hätten ihre Lippen ihm einen freundlichen Gruß aus der Heimat zugeflüstert. Er hatte sich emporrichten wollen, aber die Lider waren ihm zugefallen, er war aufs neue entschlummert und hatte ihr Bild mit in seine noch immer lebhaften Träume hinübergenommen.

Und jetzt, an dem sonnigen, hellen Tage, in dem wohligen Gefühl der zurückkehrenden Gesundheit, trat ihm die Erscheinung seines nächtlichen Traumes wieder deutlich vor die Augen; wäre es ihm nicht ganz unmöglich erschienen, er hätte darauf schwören mögen, daß Käthe in der Tat neben seinem Lager gesessen habe.

Da öffnete sich die Tür und der Arzt, eine Schwester und Wilhelm Dube traten ein. Die Schwester machte sich an dem Fenster zu schaffen, so daß Henning ihr Antlitz nicht sehen konnte, während Dr. Richter an sein Bett trat.

„Na, Herr v. Bartfeld," sagte er freundlich, „heute sehen wir ja schon ganz anders aus den Augen! Noch einige Wochen Geduld und wir können — wenn auch noch nicht nach Deutschland, so doch nach einem hübschen klimatischen Kurort Oberitaliens reisen."

„Ich glaube, lieber Doktor, daß ich meine Nachkur auch in der Heimat abhalten kann."

„Darüber sprechen wir noch, lieber Freund. Einstweilen Ruhe — Geduld und Stilliegen."

Er untersuchte die Wunden, maß die Körpertemperatur und zeigte sich sehr zufrieden.

„In acht Tagen bringen wir Sie zum ersten Male ins Freie," meinte der Arzt und wollte sich entfernen.

Henning hielt ihn jedoch zurück.

„Sagen Sie mal, lieber Doktor — ich hatte diese Nacht einen wunderlichen Traum! Ich glaubte in der Krankenwärterin eine bekannte, mir sehr teure Dame zu erkennen — wie gesagt, ein wunderlicher Traum, aber so deutlich, so körperlich greifbar, daß ich fast glaubte, es sei gar kein Traum gewesen. Ich befinde mich doch hier in dem Militärlazarett, nicht wahr?"

„Freilich," entgegnete der Arzt lächelnd. „Aber die großmütige Spende eines Herrn Gehrmann in Deutschland hat uns in den Stand gesetzt, das kleine Lazarett zu einem prächtigen Krankenhaus zu erweitern. Und da ist dann auch die Tochter des Herrn Gehrmann gekommen, um uns zu helfen, das Krankenhaus einzurichten —"

„Die Tochter — des — Herrn — Gehrmann?!"

„Ja, Schwester Katharina, wie sie sich jetzt nennt. Sie kennen die Dame von früher? — Sehen Sie doch, da steht sie."

Er trat zur Seite und wies lächelnd auf Käthe, deren Wangen eine tiefe Glut überflammte, während in ihren Augen Tränen standen.

„Käthe —!" rief Henning und streckte ihr beide Hände entgegen. „Sie — Sie hier?"

Sie eilte auf ihn zu und ergriff seine Hände.

„Ja, ich bin es, Henning," sprach sie mit bebender Stimme.

„Wie ist es möglich?“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt,“ fuhr sie fort, „daß ich nicht zurückbleiben würde, wenn es gilt, die Pflicht dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen? Jeder an seinem Platze, Henning — Sie im Kampf Gesundheit und Leben für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes einsetzend — ich an dem Lager der Kranken und Verwundeten.“

„Oh, Sie edelste aller Frauen!“ flüsterte er tief ergriffen und preßte seine Lippen auf ihre Hände.

„Nicht so, Henning,“ wehrte sie sanft ab. „Sie haben Ihre Pflicht getan — ich erfülle die meinige.“

„So erzählen Sie mir doch —“

„Nicht jetzt. Sie müssen ruhig sein und Geduld haben. Was sagte der Doktor? Fügen wir uns also dem Befehle des Arztes. Aber ich bleibe bei Ihnen. Ich komme jeden Tag einige Stunden, um mit Ihnen zu plaudern. Dann erzähle ich Ihnen, wie das alles gekommen und welche Kämpfe es mich gekostet hat, von meinen lieben Eltern die Erlaubnis zu bekommen, hierher fahren zu dürfen. Jetzt aber Ruhe — Geduld und Stilliegen.“

Sie lächelte ihm freundlich zu und strich leise mit der Hand über sein Haupt. Er fiel in die Kissen zurück, die sie mit leichter sanfter Hand ordnete. Ein wohliges Gefühl überkam ihn; er kam sich wie ein Kind vor, an dessen Krankenbett die sorgende, liebende Mutter wacht.

Noch einmal küßte er leicht Käthes Hand, dann schloß er die Augen und blieb ruhig und still liegen.

Seit diesem Tage besserte sich der Zustand Hennings zusehends. Schon nach wenigen Tagen durfte

er das Bett für einige Stunden verlassen und in einem bequemen Sessel am offenen Fenster sitzen, durch welches die milden Lüfte des Sommers hereinwehten.

Wenn sein Auge so über die freundliche Landschaft von Windhoek hinwegschweifte, dann kam ihm sein Leben in den letzten drei Jahren wie ein loser Traum vor.

Dort am Fuße des sanft ansteigenden Hügels lag das weißschimmernde Gebäude der Landeshauptmannschaft, umgeben von einem dichten Kameldornpark. Hundert Schritte aufwärts am Hügel schaute das Haus des Landeshauptmanns mit seinen breiten schattigen Veranden und dem Aussichtsturm aus einem Bananen- und Palmenhain hervor. Dahinter liegen die Kasernen der Schutztruppe und auf der höchsten Höhe Windhoeks türmt sich die Feste auf, welche für eine Besatzung von zweihundert Mann eingerichtet ist. Die deutsche Flagge flattert auf dem Regierungsgebäude und auf der Feste von Windhoek: ein Wahrzeichen des Schutzes für die Ansiedler, deren Besitzungen sich auf der anderen Seite der Feste nach der Ebene zu erschließen. Dort schimmert die Sonne auch auf dem Kreuz und der Spitze des Kirchturms, in dessen Schutz das Pfarrhaus und die Schule liegen. Hat man die Stores und Gehöfte der Ansiedler hinter sich, dann beginnt das Hüttendorf der Eingeborenen; Hereros, Hottentotten, Bastards und Kaffern, das bis weit in den „Busch" und die Felsenwildnis des Gebirges hineinreicht.

Und in dieser eigenartigen und wilden Umgebung fand Henning Käthe wieder, die sich vor zwei Jahren von ihm getrennt hatte! Hier an der äußer-

sten Grenze der Zivilisation sollten sie wieder zusammentreffen, deren Herzen sich nicht verstanden, obgleich sie so eng miteinander verknüpft waren.

Ein seltsames Gefühl quoll in seinem Herzen empor, wenn er die stille, in ihrer Einfachheit so erhabene Gestalt Käthes erblickte. War seine Kitty von Weserling dennoch nicht nur seiner Phantasie entsprungen? Gehörte sein Herz trotz allem nicht diesem hochherzigen Mädchen, das ihm in die Wildnis, in Kampf und Gefahr, in Not und Tod gefolgt war?

Von Kitty v. Weserling hatte er während der letzten zwei Jahre nichts gehört. Ihr entzückendes Bild stand wohl noch in lebhaften Farben vor seiner Seele, aber wenn er in das Antlitz Käthes blickte, war es ihm, als legte sich ein Nebel über jenes reizende, liebliche Bild, und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Käthe erfüllte sein Herz.

Nach einigen Wochen war Henning wieder soweit hergestellt, daß er die Heimreise antreten konnte. Da er jedoch mitten in den nordischen Winter hineingekommen wäre, wenn er direkt nach Deutschland hätte heimreisen wollen, so sollte er zuerst ein paar Wochen auf Madeira bleiben und dann bis zum Beginn des deutschen Sommers in Oberitalien Aufenthalt nehmen, um seine noch sehr angegriffene Lunge vollständig auszuheilen und sich allmählich wieder zu akklimatisieren.

Nun stand er zum letzten Male auf der Veranda des Hospitals und ließ die Augen über die fremdartige und ihm jetzt doch so vertraute Landschaft dahinschweifen. Mit Anbruch des folgenden Tages sollte er die Fahrt nach Swakopmund antreten, wo ihm der Hamburger Dampfer „Melita Bohlen“ erwartete.

Ein leichtes Geräusch hinter ihm ließ ihn sich umblicken.

Käthe war aus dem Hause getreten. Er eilte auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Wie freundlich von Ihnen, Käthe, mich noch einmal aufzusuchen."

„Glaubten Sie, ich würde Sie ohne Abschied haben scheiden lassen, Henning?" fragte sie mit einem freundlichen Lächeln. „Der offizielle Abschied heute mittag galt doch nur dem geheilten Verwundeten."

„Und jetzt?"

„Gilt er dem Freunde," setzte sie leise hinzu, indem sich ihre Augen senkten und ihre Wangen röteten.

„Ich danke Ihnen, Käthe —"

„Weshalb danken —?"

„Weil Sie vergessen haben, was zwischen uns getreten ist, weil Sie mich wieder Ihren Freund nennen."

„Ich habe nichts vergessen," entgegnete sie ernst.

„Käthe —"

„Nein, ich habe nichts vergessen — aber trotzdem sind Sie mir ein lieber Freund geblieben! Und ich hoffe, auch Sie werden meiner in Freundschaft gedenken!"

„Für mein ganzes Leben, Käthe!"

„So lassen Sie uns denn jetzt scheiden, Henning — wir wollen uns das Herz nicht schwer machen — leben Sie wohl — und werden Sie daheim glücklich —"

Käthe wandte sich ab, doch Henning hielt ihre Hand fest in der seinigen.

„Käthe," sagte er innig, „ich kann nicht so von

Ihnen scheiden! Der Gedanke, Sie hier in den wilden Verhältnissen zurückzulassen, ist mir unerträglich — Sie mit ihrer großen, edlen Seele, mit Ihren reichen Geistesgaben — Sie verdienen eine andere Stellung in der Welt, als die armseligste, mühevolle einer Krankenpflegerin!"

„Ich tue meine Pflicht," erwiderte sie leise, „so gut ich es vermag. An den Aeußerlichkeiten des Lebens, an seinem Reichtum, an seinem Glanz hänge ich nicht. Ich würde einsam inmitten all des geräuschvollen, glänzenden Treibens des Lebens stehen — einsamer als hier in der Wildnis. Das Gefühl der treu erfüllten Pflicht macht mich stolz und glücklich! Hier kann ich viel nützen, hier kann ich die Pflicht der Frau, glücklich zu machen, Wunden zu heilen und die Wohltat der Gesittung zu verbreiten, voll und ganz erfüllen, während ich daheim ein nutzloses Leben führen muß, beengt durch allerlei Rücksichten, die ich meiner Familie und der Gesellschaft schuldig bin."

„Wie unrecht urteilen Sie über sich selbst, Käthe! Auch in der Heimat können Sie Glück und Liebe um sich verbreiten."

Sie sah voll zu Henning auf. Es zuckte schmerzlich um ihre Lippen.

„Ich habe es einmal versucht, Henning," sprach sie mit bebender Stimme. „Es ist mir nicht gelungen."

„Käthe, liebe Käthe — oh, könnte ich Ihnen doch nur sagen, wie unsagbar weh, wie schmerzlich mir ums Herz ist! Ich stehe hier vor Ihnen wie ein Verbrecher. Ihre Liebe und Güte habe ich nicht erkannt — damals war mein Herz blind — ich wußte nicht, was ich tat! Käthe, erst jetzt habe ich Ihren wahren Wert erkannt —

verzeihen Sie mir, was ich Ihnen getan! Vergessen Sie — lassen Sie alles wieder zwischen uns sein wie früher."

Sie zuckte zusammen und richtete sich stolz empor. In ihren Augen blitzte es auf. Es war, als ob sie ihm heftig erwidern wollte. So mit sich kämpfend stand sie eine Weile da. Dann schlug sie plötzlich die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf.

„Käthe — hab ich Sie erschreckt — erzürnt?"

Sie ließ die Hände sinken und blickte zu ihm auf, mit Tränen in den großen, blauen Augen.

„Erschreckt haben Sie mich, Henning, doch nicht erzürnt! Verziehen habe ich Ihnen schon längst, vergessen kann ich nicht — nein, Henning, vergessen kann ich nicht! Glauben Sie nicht, daß ich unsere Verlobung damals aus Zorn oder verletztem Stolz aufgehoben habe! Dieses Gefühl lag mir fern — ich verzichtete auf mein Glück, weil ich erkannte, daß ich dadurch zwei andere Herzen glücklich machen würde. Ich sagte Ihnen einst," fuhr sie fort, träumend und sinnend in die Ferne schauend, „daß es die höchste Aufgabe der Frau ist, nicht glücklich zu sein, sondern glücklich zu machen! Als Sie mir damals Ihr Herz und Ihre Hand anboten, da glaubte ich Sie glücklich machen zu können — ich sah, daß ich mich getäuscht. Nicht ich vermag es, Sie glücklich zu machen, wie ich geträumt — nun denn, so sollen Sie glücklich werden ohne mich — glücklich in der Liebe einer anderen — ich trete zurück — ich will Ihrem Glück nicht im Wege stehen, wenn ich auch selbst unglücklich werden sollte —"

Wie ein Hauch klangen ihre letzten Worte und doch drangen sie schneidend in Hennings Herz.

„Käthe," flüsterte er aus gepreßtem Herzen, „kann nicht alles werden, wie es war?"

Sie atmete schwer auf.

„Es hat sich nichts geändert, Henning," versetzte sie. „Sie sind frei — Sie können noch glücklich werden — aber nicht mit mir —"

„Und wenn ich dennoch —"

„Sprechen Sie nicht weiter! Was damals war, es ist vorbei — ich aber danke Ihnen für Ihre treue Freundschaft, die mir Ihre Worte eben bewiesen haben — bewahren Sie mir dieses Gefühl — mehr fordere ich nicht."

Er senkte das Haupt und vermochte nichts zu erwidern. — Dann ergriff er ihre bebende Hand und preßte einen heißen Kuß darauf.

„Lebewohl, Käthe — diese Stunde werde ich niemals vergessen —"

Er entfernte sich langsam.

Hoch aufgerichtet stand Käthe da und blickte ihm mit tränenschweren Augen nach, bis er hinter dem Gebüsch des Parkes verschwunden war.

Sie sahen sich nicht wieder. Nach wenigen Tagen stand Henning v. Bartfeld an Bord des Dampfers, der aus dem Hafen von Swakopmund hinausdampfte in das blaue wogende Weltmeer. In Dunst und Nebel tauchten die fernen Berge von Windhoek unter — vor ihm lag das unendliche, ewige Meer — vor ihm lag das Leben — die Welt — die Heimat — und doch hing sein Herz mit allen Fasern an der Heimat.

*

„Hallo! Die Zeiten ändern sich! Trifft man Sie hier auf der Friedrichstraße, der Allerweltsstraße, während man Sie noch fern im Süden im schönen Spanien vermutet!"

Herr Fritz Gehrmann hielt Henning v. Bartfeld lachend beide Hände entgegen, in die dieser herzhaft einschlug.

„Mein lieber Herr Gehrmann — ja, seit acht Tagen sind wir wieder in das alte Nest eingezogen," entgegnete er.

„War auch die höchste Zeit! — Na! und zum Rittmeister darf man auch gratulieren?"

„Komme eben vom Kriegsministerium, bei dem ich mich gemeldet habe. Außerdem bin ich in das Garde-Dragoner-Regiment versetzt —"

„Und haben den Roten Adlerorden mit Schwertern! Alle Wetter, Herr v. Bartfeld, die Ehren häufen sich ja nur so auf Ihr Haupt. Nun bleiben Sie aber doch wohl für immer hier?"

„Vorläufig nur acht bis vierzehn Tage, dann gehe ich auf einige Wochen nach Oberitalien, um meine Wunde ordentlich auszuheilen und mich für den Dienst wieder zu kräftigen."

„Na, na, Sie sehen aber doch gar nicht krank aus, Herr Rittmeister!"

„Aber die Lunge bedarf noch der Schonung. Wenn ich nur überhaupt wieder dienstfähig werde."

„Nur immer Kopf hoch, Herr Rittmeister! Die Lunge wird schon wieder werden."

„Wollen es hoffen!"

„Wissen Sie es schon, daß Käthe in der nächsten Zeit zurückkehrt?"

„Käthe schrieb es mir."

„Ein sonderbares Mädchen — nicht wahr?"

„Sie können stolz auf Ihre Tochter sein, Herr Gehrmann!"

„Bin ich auch, Herr Rittmeister! Aber lieber wäre es mir gewesen, wenn Sie meine Käthe geheiratet hätten —"

„Herr Gehrmann —"

„Na ja — die Zeiten ändern sich, und es hat einmal nicht sein sollen. — Aber wohin gehen Sie jetzt?"

„Ich habe mich mit meiner Familie im Ausstellungspark verabredet. Wir wollen uns einmal die Kunstausstellung ansehen."

Herr Gehrmann lachte leise vor sich hin.

„Es sind hübsche Sachen darin. Ich verstehe zwar nicht viel von Kunst, aber meine Frau ist ganz weg. Uebrigens werden Sie auch ein Werk Ulrichs auf der Ausstellung finden. Werden sich wundern, wie sich der Junge in Rom herausgemacht hat."

„Ich las seinen Namen schon oft in den Blättern."

„Ja, er ist ein berühmter Mann geworden! Große Medaille — Staatspreis — und was weiß ich. Na, die Freude meiner Frau können Sie sich denken!"

„Ich gratuliere von Herzen, Herr Gehrmann."

„Danke — danke! Aber nun will ich Sie nicht länger aufhalten. Können wir denn nicht wieder einmal zusammenkommen? Du lieber Gott, die dumme

Geschichte mit der Verlobung ist doch vergessen — die Zeiten ändern sich, aber alte Freunde sollen zusammenhalten. Grüßen Sie Ihren Papa, und er soll seinen alten Spielkameraden Fritz Gehrmann aus Rixdorf nicht ganz vergessen."

„Noch gestern haben wir von Ihnen gesprochen."

„Das freut mich — freut mich in der Tat! Also kommen Sie mal zu mir — habe auch Wichtiges mit Ihnen zu besprechen — interessiert Sie gewiß — betrifft die arme Frau v. Weserling —"

„Wie? Die Baronin v. Weserling?"

„Ja, die Mutter von Fräulein Kitty — na, hier ist keine Zeit und kein Ort. — Besuchen Sie mich mal — auf Wiedersehen, Herr Rittmeister —"

Er schüttelte Henning kräftig die Hand und schritt eilig die Friedrichstraße hinunter.

Nachdenklich gestimmt begab sich Henning in den Ausstellungspark. Der Gedanke darüber, was Gehrmann ihm über die Baronin wohl mitzuteilen hatte, verstimmte ihn. Etwas Angenehmes konnte es kaum sein — Herr Gehrmann war Geschäftsmann und Henning wußte, daß sich Frau v. Weserling in schwieriger finanzieller Lage befand.

Im Café des Ausstellungsparkes traf er seine Eltern und seine beiden Schwestern.

Der alte Oberst war recht stumpf geworden, aber voller Stolz sah er auf seinen „Jungen", der nach fast dreijähriger Abwesenheit mit Ruhm und Ehre bedeckt heimgekehrt war. Auch Frau v. Bartfeld hatte sich mit der kriegerischen Tätigkeit ihres Sohnes ausgesöhnt. Emmi war der Pension entwachsen und ein munteres achtzehnjähriges Ding geworden, nur Fritzi

oder, wie sie jetzt genannt wurde, Elfriede, hatte sich verändert, sie war ein ernstes Mädchen, ja, Henning deuchte es, als sei sie für ihre zwanzig Jahre viel zu ernst. Ein geheimer Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen, und doch leuchtete auch wieder ein heimliches Glück aus diesen tiefblauen Augen.

Man hatte sich die Bilder bereits angesehen. Der Oberst war müde geworden und Frau v. Bartfeld behauptete ebenfalls, Kopfschmerzen von dem angestrengten Sehen bekommen zu haben.

„Es ist auch nicht viel los," meinte ihr Gatte, „kaum ein halbes Dutzend Soldatenbilder."

Henning lachte. „Schätzest du die Kunst nach den Soldatenbildern, Papa?"

„So recht packen kann mich nur die schöne Darstellung einer Kampfszene — einer heroischen Tat oder so etwas — Landschaften und Genrebilder, du lieber Himmel, die sieht man im Leben genug."

„Papa ist aber nicht einmal in dem Skulpturensaal gewesen," warf Emmi vorwurfsvoll ein.

„Diese nackten Götter und Göttinnen sind nicht nach meinem Geschmack," brummte der Oberst. „Aber wenn ihr sie euch ansehen wollt, ich habe nichts dagegen. Ich bleibe hier und erwarte euch."

Frau v. Bartfeld erklärte gleichfalls, bleiben zu wollen. Emmi brauchte nicht mitzugehen, Henning und Elfriede möchten allein gehen.

Emmi schmollte zwar ein wenig, mußte sich aber dem mütterlichen Willen fügen, und so durchschritten Henning und Elfriede allein die große Halle, in denen die Bildhauerkunst ihre herrlichen Werke ausgestellt hatte.

Es fiel Henning auf, daß Elfriede scheinbar wenig Interesse für die Marmor- und Bronzewerke zeigte. Ihr Auge schweifte immer wieder nach dem einen Winkel des Saales hin, in dem zwischen Blattpflanzen die Statue einer jungen Frau ausgestellt zu sein schien.

„Herr Gehrmann sagte mir, daß auch ein Werk seines Sohnes hier ausgestellt sei."

„Ja — dort in der Ecke —" sagte Elfriede auf die Frauenstatue deutend.

„Ulrich Gehrmann soll ein berühmter Künstler geworden sein?"

„Ja — man liest viel von ihm."

„Hast du ihn einmal wiedergesehen?"

Elfriede errötete. „Nein," entgegnete sie leise, „er lebte ja bisher in Rom —"

Henning sah seine Schwester prüfend von der Seite an. Ein leiser Verdacht stieg in ihm auf. Während der Zeit, da er mit Käthe verlobt gewesen, hatten in Gesellschaft nur einer mit dem andern geplaudert — sollte eine tiefere Neigung die beiden verbunden haben, und sollte das der Grund der leichten Melancholie Elfriedes sein?

„Hast du das Werk Ulrichs schon gesehen, Fritzi?"

„Nein — ich habe mir nur die Nummer gemerkt."

Jetzt standen sie vor der Statue, die aus schönstem karischen Marmor ausgeführt war. Ein junges Mädchen in der leichten Kleidung einer Fischerin saß auf einem Felsen, zu dessen Füßen die Wellen des Meeres brandeten. Ein halbfertiger Blumenkranz lag in ihrem Schoße, darüber falteten sich die schlanken Hände wie zu einem innigen Gebet. Das große Auge war in die Ferne, auf das wogende Meer hinaus-

gerichtet und auf dem lieblichen Antlitze ruhte ein Ausdruck tiefer Sehnsucht.

„Sehnsucht —“ hatte der Künstler auch sein Meisterwerk genannt, das ihm die große Staatsmedaille eingebracht hatte.

Eine weihevolle Stimmung ruhte über der herrlichen Jungfrauengestalt.

Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr den Lippen Hennings. Dann trat er näher heran, und er prüfte jetzt das Antlitz der Statue aufmerksam.

Langsam wanderte sein Blick zu Elfriede zurück, die bleichen Angesichts, mit gesenkten Augen dastand, keines Wortes mächtig.

„Elfriede,“ sagte Henning leise, „das ist dein Gesicht — das sind deine Züge! — Elfriede — diese Aehnlichkeit vermochte nur die Liebe zu schaffen —“

„Henning — lieber Bruder —“ bat Elfriede mit zitternder Stimme.

„Willst du nicht offen zu mir sein, Fritzi?“

„Was soll ich dir sagen?“ flüsterte Elfriede. „Es ist ja doch alles aus —“

Ein nachdenklicher Ausdruck breitete sich über Hennings Antlitz. Er wußte genug. Seine Hand zärtlich auf den Arm seiner Schwester legend, führte er sie fort, einen weniger besuchten Nebensaal aufsuchend.

„Also habt auch Ihr durch mich leiden müssen?“ fragte er bewegt.

„Ja, wir liebten uns, aber es konnte doch nichts daraus werden! So nahmen wir Abschied voneinander — über zwei Jahre sind's her und seitdem habe ich nur durch die Zeitungen von ihm gehört. Aber

gefreut habe ich mich jedesmal, wenn ich seinen Namen las," setzte sie mit leuchtenden Augen hinzu, „denn er hat gehalten, was er in der Abschiedsstunde versprochen — er ist ein ganzer Mann und ein berühmter Künstler geworden."

„Du liebst ihn noch immer, Elfriede?"

Sie senkte heiß errötend den Kopf.

„Laß uns zu den Eltern zurückkehren," fuhr jetzt Henning freundlich fort. „Ich danke dir, daß du Vertrauen zu mir hast — ich glaube, es wird noch alles gut werden."

„O Henning —"

„Meinetwegen mußtet Ihr Euch trennen — meine Pflicht ist es also, wieder gut zu machen — und nun komm. — Sei vergnügt, Fritzi. Jetzt werde ich für dich sorgen, und ich glaube, du sollst mit mir zufrieden sein."

Er drückte ihren Arm liebevoll an die Brust und Elfriede schaute unter Tränen glücklich lächelnd zu ihm auf. Ach, das Herz war ihr so schwer gewesen. Hatte sie doch niemanden gehabt, mit dem sie über ihre Liebe sprechen konnte! Schon die wenigen Worte, welche sie mit Henning gewechselt, brachten ihr neue Hoffnung und neuen Trost. —

Am folgenden Tage begab sich Henning zu Herrn Gehrmann.

„Das ist hübsch, daß Sie kommen, bester Herr Rittmeister," rief ihm dieser entgegen. „Habe da gerade eine Angelegenheit, welche mir wirklich Kopfzerbrechen macht. Möchte Ihren Rat hören. — Aber zuerst lassen Sie uns auf das glückliche Wiedersehen anstoßen. Die Zeiten ändern sich zwar, aber wir wollen

doch die Alten bleiben! Wenn wir auch mal eine Dummheit gemacht haben, verständige Männer tragen sich das nicht nach. Und nun stoßen Sie an — auf glückliche Zeiten!"

Die Gläser klangen zusammen und Herr Gehrmann trank das seinige in einem langen Zuge aus.

Dann stellte er es tief aufatmend auf den Tisch und sagte: „Es ist 'ne dumme Geschichte, Herr Rittmeister! Ich möchte der Frau wohl helfen, aber man verliert doch auch nicht gern sein Geld."

„Die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen," fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich eine Zigarre anzündete und dichte Rauchwolken ausstieß. „Ich habe dem alten Landrat v. Weserling schon vor Jahren eine Hypothek auf sein Gut gegeben — eigentlich mehr, als richtig war — aber der Baron war ein so prächtiger Mensch — jetzt ist er fast seit einem Jahre tot. Na und die Baronin ist ja auch 'ne prächtige Frau, aber in Geldsachen ein bißchen sehr leicht. Sie hat noch eine Hypothek aufgenommen — viel zu viel für das Gut — nun kommt der Mann und kündigt diese Hypothek, was so viel bedeutet, als der armen Frau den Hals abschneiden — will sagen, das Gut aus den Händen winden. Denn sie findet keinen zweiten, der ihr das Geld gibt — wenn es kein eben solcher Halunke ist, wie der erste."

„Na, nun wendet sie sich an mich und fleht mich an, ihr das Geld zu geben — aber ich traue ihr nicht. Ja, wenn sie ruhig und still auf Weserlingen leben wollte! Aber sie zigeunert in der Welt umher und zahlt kaum die Zinsen!"

„Aber, bester Herr Gehrmann, was soll ich denn

dabei tun? — Ich habe die Baronin seit bereits drei Jahren nicht gesehen."

„Warten Sie nur — mein Vorschlag kommt noch! Ich würde der Baronin das Geld geben, wenn zum Beispiel ein ordentlicher Mann das Gut bewirtschaftete — meinetwegen als ihr Schwiegersohn — und da hab ich denn an Sie gedacht, lieber Herr Rittmeister —"

Henning sprang von seinem Stuhl auf.

„Herr Gehrmann, Sie sind toll!"

„Na ja — die Zeiten ändern sich, Herr Rittmeister. Wer weiß, was noch alles werden kann. Die kleine Baronesse hatten Sie doch einmal lieb und schien Sie auch sehr gern zu haben. Was ist da natürlicher, als daß Sie jetzt wieder zusammenkommen?"

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein braver Mann sind und ein gutes, ehrliches Herz besitzen, Herr Gehrmann, könnte ich Ihnen wahrhaftig zürnen. Lassen Sie mich mit Ihren Geldgeschäften in Ruhe. Selbst wenn ich die Baronesse noch liebte, wer weiß, ob sie mich, den halben Invaliden, noch leiden kann. Keinesfalls aber würde ich mich auf das von Ihnen vorgeschlagene Geschäft einlassen, Herr Gehrmann. Sie sollten mich doch genügend kennen. Eine Heirat ist für mich kein Geschäft —"

„Ereifern Sie sich nicht, bester Herr Rittmeister," sagte der Kommissionsrat lächelnd. „Sie sollen ja kein Geschäft machen, sondern ich will eins machen, und außerdem soll der Baronin geholfen werden."

„Lassen Sie mich in Ruhe damit!"

Henning ging erregt im Zimmer auf und ab. Er war in der Tat empört über die Zumutung, und doch

tat ihm auch die Baronin leid, daß sie ihres Besitzes beraubt werden sollte. Das liebliche Gesicht Kittys stand mit einem Male wieder deutlich vor seinem geistigen Auge. Es schien ihm, als wenn sie ihn traurig anblickte, als wenn sie bittend die Hände faltete und ihre Lippen flüsterten: „Hilf mir — ich habe dich ja so lieb!"

Doch dann raffte er sich auf. Wozu diese weiche sentimentale Stimmung? Wer wußte, ob Kitty seiner überhaupt noch gedachte? Wer wußte, ob Kitty nicht schon längst einen anderen Herzensbund geschlossen? Bald nach dem Tode des alten Landrates war die Baronin mit Kitty auf Reisen gegangen. Man hatte nichts weiter von ihr gehört, als daß sie in Rom oder Neapel den Winter verbracht habe. Da dachte Kitty gewiß kaum noch an den einfachen Dragoneroffizier, der sich seit Jahren draußen in der afrikanischen Wildnis herumtrieb.

Herr Gehrmann beobachtete Henning mit einem schmunzelnden, pfiffigen Ausdruck, legte sich bequem in den Sessel zurück, schenkte von neuem die Gläser von dem perlenden Weine voll und meinte:

„Also die Angelegenheit ist erledigt, Herr Rittmeister! Sie wollen die Baronesse nicht heiraten?"

„Aber wer spricht denn davon? Sind Sie etwa ein Heiratsvermittler geworden?"

„Das nicht," lachte der Kommissionsrat. „Brausen Sie nur nicht wieder auf — die Geschichte ist erledigt, ich weiß jetzt, was ich zu tun habe."

„Sie wollen die arme Frau im Stich lassen?"

„Das ist meine Sache," entgegnete Gehrmann lächelnd. „Lassen Sie uns von etwas anderem spre-

chen. Morgen reise ich übrigens nach Hamburg, um meine Käthe abzuholen —"

„Und das sagen Sie erst jetzt?"

„Ich dachte, Sie interessieren sich für meine Tochter nicht mehr."

„Herr Gehrmann, Sie sind — verzeihen Sie — ein ganz durchtriebener Schelm. Käthe ist mir die liebste Freundin auf der ganzen Welt — das sollten Sie doch wissen! Ich freue mich, sie wiederzusehen."

„Das sollen Sie haben. Wir wollen nächsten Sonntag eine kleine Festlichkeit zur Feier der Rückkehr Käthes veranstalten. Ich hoffe, Sie werden kommen."

„Gewiß — gewiß."

„Und wenn ich es wagen dürfte, Ihre Familie auch einzuladen — Ihr Herr Papa wird wohl kommen, aber die Frau Mama ist noch immer böse auf mich."

„Ich werde mit Mama sprechen," entgegnete Henning, „und ich hoffe, daß sie kommen wird. Sie weiß, wie mich Käthe in Windhoek gepflegt hat, und daß ich ihr eigentlich Leben und Gesundheit verdanke."

„Na, ganz so schlimm wird es nicht gewesen sein. Aber freuen sollte es mich, wenn sie alle kämen. Auch Ihre Schwester, die liebe Fritzi —"

Herrn Gehrmanns Zigarre schien nicht recht brennen zu wollen, denn er streifte langsam und bedächtig die Asche ab, um sie dann ebenso langsam und bedächtig von neuem anzuzünden, wobei er geflissentlich vermied, Hennings Blicken zu begegnen.

„Ich mag Ihre Schwester Fritzi sehr gern — wahrhaftig sehr gern — sie ist ein so liebes, gutes

Mädchen! Wenn ich mir noch 'ne Tochter wünschte, Fritzi wäre mein Ideal — aber warum lachen Sie, Rittmeisterchen?"

„Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen," sagte Henning lachend, „daß Sie ein ganz durchtriebener Schelm sind. Aber nun reichen Sie mir die Hand — wir verstehen uns, bester Herr Gehrmann! Und ich denke, wir feiern nächsten Sonntag allesamt ein recht fröhliches Wiedersehen!"

„Sollte mich freuen! — Noch ein Glas?"

„Nein, ich danke. — Ich wollte noch bei Ihrem Sohn vorsprechen. Ulrich ist doch in seinem Atelier?"

„Wo sollte er sonst sein? Der Junge ist ja wie versessen aufs Arbeiten und hat es doch gar nicht nötig."

„Weil sein wackerer Vater für ihn gearbeitet hat — nicht wahr?"

„Na — das ist doch Pflicht der Väter —"

„Pflicht der Söhne aber ist es, das zu erhalten, was die Väter ihnen überliefert."

„Stimmt, Herr Rittmeister! Sie haben's getan. Sie sind der rechte Sohn Ihrer Väter!"

Sie schüttelten sich recht herzlich die Hände. Dann ging Henning.

Der Kommissionsrat saß eine Weile nachdenklich da, dann trank er sein Glas aus und sagte:

„Ein braver Mensch — schade, daß meine Käthe — doch das ist nun vorbei! — Aber der Baronin gebe ich das Geld — denn die beiden jungen Leute kommen doch gewiß wieder zusammen."

*

„Käthe — liebe Käthe!"

Mit diesem Jubelruf stürzte Elfriede in die Arme Käthes, die mit ausgestreckten Händen an der Tür stand.

„Meine liebe kleine Fritzi —"

Zärtlich preßte sie das blonde Haupt der Freundin an ihre Brust und Fritzi lachte und weinte und küßte die Heimgekehrte stürmisch.

„Oh, wie lieb von dir, daß du zu mir kommst, trotzdem daß alles zwischen uns getreten ist!"

„Ich hoffe, meine liebe Fritzi, daß das Unangenehme, was uns einst trennte, vergessen und versunken ist. Was ich dazu tun konnte, habe ich getan! Und so komme ich auch jetzt zu euch, um deine Eltern um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihnen Schmerz bereiten mußte."

„Papa zürnt dir gewiß nicht mehr. Er spricht sehr oft von dir und ist dir herzlich dankbar, daß du Henning so gut gepflegt hast."

„Das war nur meine Pflicht, Fritzi. — Aber deine Mama ist wohl noch recht böse?"

„Ach, Mama ist seelensgut — nur ein wenig stolz, weißt du, Käthe, und nicht so nachgiebig, wie der gute Papa. Aber böse ist sie dir nicht. Wer könnte di. auch böse sein, du Gute, du Liebe!"

Und wieder folgte eine stürmische Umarmung der beiden jungen Mädchen.

„Aber nun setze dich und laß uns plaudern und erzähle mir, wie es dir ergangen ist. Du bist doch außerordentlich beherzt, Käthe! Ich wäre vor Angst gestorben in dem wilden Lande, zwischen all den schwarzen Menschen."

„Es waren schon auch weiße Menschen dort," warf Käthe lächelnd ein.

„Und willst du wirklich Ordensfrau bleiben, liebe Käthe?" fragte Fritzi weiter, mit einem bedeutsamen Blick auf das graublaue Gewand Käthes.

„Ja, Fritzi," versetzte diese ernst. „Ich habe mich in der freiwilligen Krankenpflege bewährt und werde bald meine Absicht, bei den Dominikanerinnen einzutreten, verwirklichen. Die dazu erforderlichen Schritte sind bereits eingeleitet. Denke dir, die ehrwürdige Mutter hat geschrieben, daß mit besonderer Dispens die Aufnahmebedingungen erleichtert sind, und daß ich als Schwester Katharina herzliche Aufnahme finden werde. Das einfache Gewand der Töchter des großen Ordensstifters gefällt mir viel besser, als all die seidenen Toiletten, welche jetzt verstaubt und verblaßt daheim in meinem Schranke hängen. — Weißt du, Fritzi, ich glaube, kein anderes Gewand paßt besser für mich."

„Oh, Käthe, du siehst auch in diesem Kleide schön aus! Nur so ernst —"

„Das meinte ich nicht," sagte Käthe lächelnd. „Ob schön oder nicht schön — es entspricht meiner Eigenart, und ich denke, wir Menschen sind auf der Welt, um jeder nach dem Willen der göttlichen Vorsehung die Pflichten unseres Berufes in Treue zu erfüllen. Und dann Fritzi, ich bin stolz auf mein Kleid,

wie der Soldat auf seines Königs Rock! Sieh einmal her —"

„Seh ich recht? Der Luisenorden?"

„Ja, der Luisenorden, den mir unsere Kaiserin verliehen hat, als ich vor einigen Tagen Audienz bei der gütigen Fürstin hatte. Ich bin gewiß nicht stolz, Fritzi, aber diese Auszeichnung hat mich hoch erfreut, denn es ist ein Orden für treu erfüllte Pflichten. Da sprechen die heutigen Frauen so viel von Rechten, die sie erkämpfen wollen — von der Unterdrückung, die sie zu erleiden haben, und denken immer weniger an die schönste Pflicht der Frau, dem Manne im Kampfe zur Seite zu stehen, seine Wunden zu pflegen, seine erlahmende Kraft zu stützen und Glück und Frieden um sich zu verbreiten. Wenn wir diese Pflicht erfüllen, Fritzi, dann brauchen wir nicht über unterdrückte Rechte zu klagen — dann wird die Männerwelt voll Dankbarkeit zu uns aufschauen und allen Ruhm und alle Ehren gern mit uns teilen. Und deshalb will ich bleiben, was ich bald werde — Schwester Katharina, die in Selbstverleugnung der Menschheit dienende Ordensfrau."

„Brav gesprochen, meine liebe Käthe —"

Eine ernste, tiefbewegte Männerstimme warf diese Worte ein. Der Oberst war unbemerkt eingetreten und hatte die letzten Worte Käthes gehört. Jetzt sprang diese auf und eilte auf den alten Herrn zu, seine Hände ergreifend. Der Oberst aber zog sie an seine Brust und küßte sie tiefbewegt auf die Stirn.

„Meine tapfere, mutige Tochter," flüsterte er gerührt.

Käthes Augen füllten sich mit Tränen.

„Herr Oberst, nun ist alles gut, da sie mir Ihre Liebe bewahrt haben —"

„Konnten Sie daran zweifeln, Käthe? Ich habe Sie wohl verstanden und habe Ihnen recht gegeben. Doch jetzt kommen Sie zu meiner Frau. Wir müssen sie versöhnen."

Frau v. Bartfeld war sehr erstaunt, als Käthe am Arm ihres Gatten in ihr Zimmer trat; sie zeigte sich auch anfangs etwas steif und zurückhaltend. Aber im Grunde ihres Herzens hatte sie doch Käthe lieb behalten und Henning hatte so viel Gutes von ihr erzählt, daß sie nicht anders konnte, als ihr von ganzem Herzen zu danken. Als sie dann den Luisenorden auf der Brust Käthes bemerkte und diese von der Audienz bei der Kaiserin erzählte, da war sie vollständig versöhnt und nahm, wenn auch erst nach einigem Zögern, die Einladung Gehrmanns für nächsten Tag an. —

Als die beiden Mädchen voneinander Abschied nahmen, flüsterte Käthe Fritzi zu:

„Du bist so ernst geworden, meine kleine Fritzi — deine Wangen sind blaß — sei guten Mutes, ich habe mit Ulrich gesprochen, er ist dir treu geblieben — und du sollst doch noch glücklich werden."

Fritzi preßte ihr erglühendes Gesicht an Käthes Schulter. — Sprechen konnte sie nicht, sie war jetzt glücklich in der Hoffnung, Ulrich wieder zu sehen.

Herr Gehrmann hatte weiter niemand zu der „Familienfestlichkeit" — wie er es nannte — eingeladen.

„Wir wollen ganz unter uns sein, Herr Oberst," flüsterte er diesem mit listigem Augenblinzeln zu. —

„Was brauchen die Leute sich über unsere Versöhnung aufzuhalten! Sie sind ja doch bloß neidisch auf uns. Das schadet auch nichts — sie sollen blau vor Neid werden, so wahr ich Fritz Gehrmann heiße?"

Dabei rieb er sich die Hände und puffte den Oberst vertraulich in die Seite.

Aber trotz der kleinen Gesellschaft hatte Herr Fritz Gehrmann ein Diner herrichten lassen, als wenn er einen Fürsten zu bewirten hätte. Das war nun einmal seine Schwäche. — Hoch hergehen mußte es nun einmal in seinem Hause — wovor hat mich denn Seine Majestät zum königlichen Kommissionsrat gemacht — war seine stete Redensart geworden. „Noblesse oblige, und ein königlicher Kommissionsrat mit'n Kronenorden vierter Güte darf sich nicht lumpen lassen."

Man lachte über diese Begründung und ließ sich die Austern, den frischen Lachs und all die anderen Leckerbissen gut munden. Eine fröhliche Stimmung griff bald Platz. Henning und Käthe mußten aus Afrika erzählen, Herr Gehrmann neckte sich mit Emmi, der jüngeren Tochter des Obersten, herum, Frau v. Bartfeld ließ es sich gefallen, von dem Kommissionsrat wie eine Fürstin gefeiert zu werden.

Nur zwei Personen an der Tafelrunde schienen an der allgemeinen Fröhlichkeit nicht teilzunehmen; wenigstens saßen sie schweigend da und wechselten kaum einige Worte miteinander — Ulrich und Elfriede!

Nach langer Zeit sahen sie sich zum ersten Male wieder! In einer Stunde aufflammender Leidenschaft hatten sie sich einst getrennt — jetzt trat Fritzi

dem jungen Künstler wieder gegenüber — als ernste Jungfrau mit dem sinnenden Blick eines Herzens, das manche schmerzliche Stunde durchpocht — und Ulrich ihr als gereifter Mann, auf dessen blassem Antlitz die angestrengte Arbeit ihre Spuren gezogen.

Wie Elfriede erbebte unter dem auflodernden Blick seiner dunklen Augen! Eine heiße Blutwelle ergoß sich zu ihrem Herzen, daß es pochte, als wollte es zerspringen. Und um seine Lippen zuckte es und seine Wangen erbleichten. Aber sein Mund flüsterte: nichts von Liebe — nur alltägliche Redensarten wechselten sie miteinander.

Henning beobachtete aufmerksam die beiden Liebenden. Man mußte ihnen unbedingt zu Hilfe kommen.

Nachdem die Tafel aufgehoben war und die älteren Herrschaften bei einer Tasse Mokka saßen, trat Henning auf Ulrich zu.

„Ich habe Ihre Statue in der Kunstausstellung gesehen und bewundert, Ulrich," sagte er. „Wie konnten Sie nur diese Aehnlichkeit mit meiner Schwester so herausarbeiten, da Elfriede Ihnen doch nicht als Modell diente?"

Ulrich errötete. Sein Blick suchte den Boden.

„Ich habe einst eine Büste Ihrer Schwester — freilich nur sehr flüchtig — gemacht — danach habe ich gearbeitet. — Ich muß freilich um Entschuldigung bitten, daß ich die Aehnlichkeit nicht mehr verwischt habe — ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen —"

„Das Gesicht Elfriedens muß Ihnen jedenfalls sehr deutlich vorgeschwebt haben!"

Ulrich blickte scheu zu Henning auf.

Sollten diese Worte ein Vorwurf sein? Doch nein, Henning lächelte ganz harmlos, indem er fortfuhr:

„Aber die Büste meiner Schwester möchte ich gern einmal sehen. Haben Sie sie in Ihrem Atelier?"

„Ja."

„Ah — nun so müssen Sie uns dieselbe zeigen. — Fritzi und Emmi, Ulrich will uns sein Atelier zeigen."

„Herr Rittmeister!"

„Ach was! Sie müssen uns schon Ihr Heiligtum öffnen."

„Kommt Kinder!" rief er den jungen Mädchen zu.

Sein Blick flog zu Käthe hinüber. Diese erhob sich und blickte ihm dankbar lächelnd zu. Sie verstand ihn und freute sich seiner Hilfe.

„Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie," sagte sie und nahm Hennings Arm.

„Seit wann sind Sie denn Heiratsstifter geworden?" sagte sie leise zu ihm.

„Seit Sie so grausam waren, meine Hand auszuschlagen," gab er zurück.

„Sie sollten mir dankbar sein —"

„Dankbar nicht — aber —"

„Recht hatte ich doch."

„Wer weiß," versetzte er ernst.

Das Atelier war noch dasselbe, wie vor drei Jahren. Elfriede erbebte, als sie die Schwelle überschritt und sich nun abermals in dem Raum befand, an den sich für sie so glückliche und so schmerzliche

Erinnerungen knüpften. Da waren noch Ulrichs ältere Werke und Skizzen, die sie noch ganz genau kannte. Einige neue Sachen waren hinzugekommen, auch ein Gipsabguß seiner Statue der Sehnsucht, welche in einem herrlichen Blumenarrangement stand. Auch die lauschige Nische war noch vorhanden, aber sie schien nicht mehr benutzt zu werden, denn die Möbel und Vorhänge waren ziemlich verstaubt und auf dem Tisch lagen einige vergilbte Zeichnungen umher.

Der ganze Raum hatte ein strengeres Aussehen erhalten. Früher lag in seiner Ausschmückung etwas Weichliches, jetzt sah man es ihm an, daß er nur ernster Arbeit gewidmet war.

Aus dem Atelier führte jetzt eine Tür in den kleinen Garten, der hinter demselben lag. Die Tür stand offen, ein süßer Duft des blühenden blauen Flieders, der den Garten einsäumte, drang herein und erfüllte den ganzen Raum.

„Ach, wie schön ist es hier!“ rief Emmi in jugendlicher Begeisterung, indem sie von einem Kunstwerk zum andern eilte.

„Sieh doch nur, Fritzi,“ rief sie, „diese Aehnlichkeit mit dir ist wirklich überraschend. Aber, Herr Ulrich, wissen Sie, was mir an der Figur nicht gefällt?“

„Nun, mein Fräulein?“

„Die toten, blassen Blumen, welche auf ihrem Schoße liegen. Das müßten lebende, farbige Blumen sein!“

„Sie würden ja doch bald verwelken.“

„Jeden Tag würde ich ihr frische Blumen in

den Schoß legen! Sie sollen sehen, wie schön sich die ausnehmen!"

Das kleine Fräulein eilte in den Garten. Henning und Käthe folgten ihr, die beiden Liebenden blieben allein vor der Statue der Sehnsucht zurück.

Elfriede wollte den anderen folgen, doch Ulrich hielt sie zurück und bat:

„O bleiben Sie, Elfriede —"

Dann verstummte er wieder — doch ihre Augen fanden sich und plötzlich ergriff er ihre Hände, beugte sich über sie und küßte sie heiß und leidenschaftlich.

„Ulrich —" stammelte Elfriede, süß erschrocken und errötend.

„Sie zürnen mir nicht, Elfriede," flüsterte er. „Ich fühle es — und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. — Lassen Sie mir nur Ihre Hände — einmal muß es ja doch zwischen uns zu einer Aussprache kommen — einmal muß ja doch über unser Geschick entschieden werden. Als ich von Ihnen ging, Elfriede, da nahm ich mir fest vor, Sie zu erringen. Durch treue Arbeit alle die Hindernisse zu überwinden, die sich zwischen uns auftürmen. Ich habe gearbeitet, Elfriede — und ich habe manches in meinem Leben erreicht, was andere erst am Ende eines mühevollen Daseins erlangen. Und doch stehe ich wieder bang und zweifelnd vor Ihnen — nicht jener Hindernisse wegen — ich verachte sie — aber der einen Frage wegen: ob Sie mich noch lieben?"

Sie senkte das Haupt und vermochte in überströmendem Glücksgefühl keine Worte zu finden.

„Was ich gefühlt, Elfriede, all die Jahre hindurch, da wir uns nicht gesehen — das sollte dir jene

Statue der Sehnsucht sagen. Sehnsucht — heiße, innige, unbezwingliche Sehnsucht nach dir hat mich all diese lange Zeit über beseelt und mir keine Ruhe gelassen — und hat mich begleitet auf all meinen Wegen. Elfriede, ich wäre fast gestorben vor Sehnsucht nach dir —"

Wie ein Schluchzen — ein glückliches, aus befreiter Brust hervordringendes, jubelndes Aufschluchzen klangen seine letzten Worte. Er sank zu ihren Füßen nieder und preßte seine Stirn auf ihre Hände.

„Ulli — lieber Ulli — —"

Nach einer Weile ertönte plötzlich ein lauter Schrei von der offenen Gartentür her.

Emmi stand da und ließ vor Ueberraschung die Blumen, die sie gepflückt hatte zur Erde fallen.

„Fritzi — Herr Ulrich —"

Ulrich erhob sich, während Elfriede ihr erglühendes Antlitz in die Hände barg.

Jetzt schaute auch das lächelnde Gesicht Hennings über die Schultern Emmis.

„Was ist denn geschehen?" fragte er scherzend.

„Denke dir nur, Henning," rief Emmi — „ich glaube Elfriede hat sich mit Ulrich verlobt."

„Ei — da muß man also gratulieren?"

Er trat ein, aber er kam nicht weit, denn Elfriede flog ihm entgegen und schlang die Arme um seinen Nacken.

„Du guter, du böser Henning," flüsterte sie.

„Herr Rittmeister —" hob Ulrich verlegen an.

„Herr Rittmeister?" fragte Henning scheinbar erstaunt, „ich denke, wir sind jetzt auf du und du, Ulrich?"

Er reichte dem jungen Künstler die Hand, die dieser tiefbewegt drückte.

„Aber, Kinder," fuhr Henning ernster fort, „so leicht ist denn die Sache doch nicht! Was werden wohl eure Eltern dazu sagen? — Ja, Elfriede, wohin willst du denn?"

Diese hatte sich aus seinen Armen freigemacht und eilte in den Garten, wo sie Käthe traf und ihr unter heißem Erröten ihr Glück gestand.

„Meiner Eltern bin ich ganz sicher," meinte Ulrich zuversichtlich zu Henning. „Und wenn Sie — wenn du ein gutes Wort bei deinen Eltern für uns einlegen wolltest, so wäre ich dir von ganzem Herzen dankbar."

„Das will ich gewiß — aber Mama wird sich zuerst wohl ein wenig sträuben. Doch Mut gefaßt, Kinder! Treue Liebe überwindet alle Hindernisse! Kommt, gebt euch den Arm — so wollen wir vor die gestrengen Eltern treten. Gegen eine vollendete Tatsache ist schwer anzukämpfen."

Niemand hatte indessen auf Emmi geachtet. Diese war in ihrer freudigen Erregung zu ihrer Mutter geeilt und hatte ihr die große Neuigkeit mit wichtiger Miene zugeflüstert.

Doch die Frau Oberst war gar nicht sehr erfreut über diese Mitteilung. Es gab eine etwas heftige Szene mit dem Herrn Kommissionsrat, während Frau Helene Gehrmann in das Atelier ihres Sohnes eilte.

Herr Fritz Gehrmann setzte jedoch den etwas heftigen Worten der Frau Oberst ein schlaues und harmloses Gesicht entgegen.

„Was wollen Sie, Frau Oberst," meinte er behaglich schmunzelnd, „wenn ich den Sohn nicht kriegen kann, nehme ich die Tochter! Ein Mitglied Ihrer werten Familie muß ich nun einmal haben —"

Der Oberst lachte und schließlich mußte auch die Gattin lachen und sich über das Glück ihrer Tochter freuen, die sich glückstrahlend in die Arme der Mutter warf.

*

Auf der Terrasse des Hotels Beau Rivage in dem klimatischen Kurort Locarno stand eine schlanke junge Dame und blickte träumerisch über die blauen Fluten des Lago maggiore, auf dem die weißen Segel der Fischerboote hin und wieder auftauchten und die großen Passagierdampfer breite, schaumweiße Furchen zogen.

Das junge Mädchen lehnte das braune Lockenköpfchen an den von Weinlaub umrankten Pfeiler, faltete die kleinen, weißen Hände, die schlaff herabhingen und seufzte leise auf. Die braunen Augen zeigten einen traurigen Ausdruck, die Wangen eine leichte, durchsichtige Blässe, welche noch durch die schwarze Trauerkleidung verstärkt wurde. Wie sie so schlaff und energielos dastand, glich sie einer vom herbstlichen Winde losgerissenen Ranke, deren welke Blätter leise zur Erde niederrieseln und die sich müde und matt nach einem festen Stützpunkt sehnt.

Nicht weit von der jungen Dame entfernt saß eine ebenfalls in tiefe Trauer gekleidete ältere Dame

bequem zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl. Der französische Roman, in dem sie gelesen, lag auf dem Schoße; aufmerksam schaute sie zu dem jungen Mädchen hinüber und ein etwas ungeduldiger Ausdruck zuckte um ihren Mund.

„Hast du den Marchese heute morgen schon gesehen, liebe Kitty?“ fragte sie dann plötzlich.

Die Angeredete schrak sichtlich zusammen.

„Nein, Mama,“ entgegnete sie leise.

„Weshalb nicht? Der Marchese wollte dich doch heute morgen auf den See hinausrudern?“

„Ich ließ mich entschuldigen — ich fühle mich gar nicht wohl.“

Die alte Dame erhob sich mit einer energischen Bewegung.

„Ich verstehe dich nicht mehr, Kitty,“ sagte sie mit harter Stimme. „Ich glaubte, du seiest endlich vernünftig geworden.“

Mit einem traurig-anklagenden Blick sah Kitty zu ihrer Mutter empor.

„Was verlangst du von mir, Mama?“ fragte sie tonlos.

„Ich verlange gar nichts von dir,“ versetzte die alte Dame in scharfem Tone, „sondern ich wünschte nur, daß du dein Glück nicht von der Hand weisest! Den Luxus, einen reichen vornehmen Bewerber zurückzustoßen, darf sich ein armes Mädchen nicht erlauben.“

„Mama —“ hauchte Kitty mit flehenden Augen.

„Es wird wahrhaftig endlich Zeit, daß du dich aufraffst! Der Marquis Righetti interessiert sich für dich — das zeigt er sehr deutlich — er ist eine durch-

aus vorteilhafte Partie für dich, reich, ein Kavalier aus vornehmer Familie — was hast du denn nun eigentlich an ihm auszusetzen?"

„Nichts — als daß ich ihn nicht liebe."

Die Baronin v. Weserling — denn niemand anders war die ältere Dame — zuckte geringschätzig die Schultern.

„Romantische Ideen," murmelte sie.

In diesem Augenblick betrat ein in elegantem dunklen Zivil gekleideter Herr die Terrasse und schritt mit höflichem Gruß auf die Damen zu.

„Also habe ich doch noch das Glück, Sie zu treffen, meine Damen," begann er in etwas fremdländischem Deutsch. „Ich hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, da Baronesse Kitty mir sagen ließ, sie befinde sich nicht ganz wohl."

„Das leichte Unwohlsein meiner Tochter ist kaum der Rede wert, Herr Marquis," sagte die Baronin, indem sie dem Herrn die Hand reichte, die dieser galant an die Lippen führte.

„Ich bin erfreut, das zu hören. Frau Baronin. Wollen wir unsern Ausflug machen, Gnädigste?" wandte er sich an Kitty. „Das Boot liegt bereit."

„Würden Sie mich auch mitnehmen, Herr Marquis?" fragte Frau v. Weserling mit liebenswürdigem Lächeln.

„Wie können Gnädige fragen?" rief der Marquis scheinbar hocherfreut. „Wollen Baronin meinen Arm nehmen?"

Er reichte ihr den Arm und führte sie durch den Park nach dem Seeufer, wo sich der buntbewimpelte Kahn leicht auf dem Wasser schaukelte.

Kitty folgte mit gesenktem Haupt den Voranschreitenden.

„Haben Sie mit Mademoiselle Kitty gesprochen?" flüsterte der Marquis der Baronin in französischer Sprache zu.

„Ja —"

„Ah — und Mademoiselle?"

„Sie müssen sie selbst fragen, Herr Marquis — meinen Wunsch kennen Sie ja!"

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen tausendmal!"

Man war an der Anlegestelle der bewimpelten Fahrzeuge angekommen.

Aufmerksam half der Marquis den Damen beim Einsteigen, sprang dann selbst in das Boot, ergriff die Ruder und stieß ab, indes er Kitty bat, die Seile des zierlichen Steuers zu nehmen. Kitty kam auf diese Weise dem Marquis gegenüber zu sitzen, während die Baronin im Vorderteil des Kahnes Platz genommen hatte.

Der Marquis war ein geschickter Ruderer. Das Boot schoß in rascher Fahrt durch die blauen, leichtbewegten Wogen, an den grünen Rebenabhängen der Ufer vorüber, aus denen grünweiße Villen, graues Gemäuer, liebliche Gehöfte und Dörfchen hervorlugten.

Es war eine entzückende Fahrt und dennoch hellte sich das Gesicht Kittys nicht auf; in tiefem Ernst blickten ihre Augen auf das Wasser nieder, die Herrlichkeiten der südlichen Natur schienen spurlos an ihrer Seele vorüberzuziehen.

Der Marquis Righetti war eine charakteristische italienische Erscheinung. Nicht groß, aber vom zier-

lichen Ebenmaß; aus dem gelben blassen Gesicht schauten zwei dunkle Augen halbverschleiert und doch voll innerer Glut hervor. Das dunkle leicht gewellte Haar schmiegte sich sanft um die blasse Stirn; ein dichter schwarzer Schnurrbart beschattete den Mund, die etwas breiten, aufgeworfenen Lippen verbergend. Der Marquis konnte nicht mehr in der ersten Jugend stehen; sein dunkles Haar wurde bereits von einigen weißen Fäden durchzogen und um die Augen machten sich einige „Krähenfüße“ bemerkbar.

Aber ein schöner, interessanter Mann war der Italiener ohne Frage. Von den Damen der Pension Beau Rivage wurde er geradezu vergöttert, die Herren freilich bekümmerten sich nicht viel um den „schönen Marquis“, der seinerseits auch ihnen ganz gern aus dem Wege zu gehen schien.

Seit Ankunft der Baronin v. Weserling mit ihrer liebreizenden Tochter widmete er sich fast nur diesen beiden Damen und alle Welt wunderte sich, daß nicht bereits die Verlobung stattgefunden hatte.

Freilich, Kitty schien leidend; ihr liebliches Gesichtchen zeigte eine durchsichtige Blässe und ihre Augen blickten so matt und müde in die Welt. Auch hüstelte sie ab und zu. Frau v. Weserling deutete an, daß sie mit Kitty nach dem Süden gekommen sei, um deren angegriffene Gesundheit zu stärken. Vielleicht wollte man auch das Trauerjahr um den verstorbenen Vater innehalten, ehe man die Verlobung veröffentlichte.

In solchen Vermutungen erging sich die Gesellschaft; daran jedoch, daß Kitty den „schönen Marquis“ ausschlagen könnte, dachte niemand. Und doch schreckte Kitty jedesmal zurück, wenn sie in die lauern-

den schwarzen Augen des Italieners blickte oder ihre Hand in seine feuchtkühle Rechte legen mußte. Ein eisiges Gefühl strömte in ihr Herz, sie empfand Furcht vor diesem Mann, der sie mit seinen dunklen Augen zu faszinieren und mit seinem schmeichlerischen, aalglatten Wesen zu umgarnen drohte.

Sie atmete erleichtert auf, als die Bootfahrt beendet war und sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen durfte. Ein leichtes Kopfweh vorschützend, lehnte sie es ab, ihre Mutter in das Lesezimmer zu begleiten, wo die Baronin einige Briefe schreiben wollte.

In ihrem Zimmer angelangt, legte sich Kitty auf das Ruhebett, welches in der Nähe des offenen Fensters stand. Sie blickte hinaus zum hohen, tiefblauen Himmel, während die betäubenden, süßen Düfte der Magnolien und Rosen des Gartens ihre halbträumenden Sinne umschmeichelten. Inmitten der herrlichen Natur, die da draußen übergossen von den goldigen Strahlen der Sonne vor ihr lag, inmitten der großen Welt, in der sie hier lebte, fühlte sie sich grenzenlos einsam und unglücklich.

Seit dem Tode ihres Vaters hatte sie niemanden mehr, dem sie sich vertrauensvoll mitteilen konnte. Mit ihrer Mutter verstand sie sich nicht. Der maßlose Stolz der Baronin, das selbstbewußte, pomphafte Auftreten derselben, die Jagd nach einem reichen, vornehmen Schwiegersohn — das alles widerstrebte dem einfachen gesunden Sinn Kittys, die viel lieber daheim in dem traulichen Schloß Weserlingen geblieben wäre, als mit der Mutter in die Welt hinaus zu ziehen — von einem fashionablen Kurort nach dem andern — von einer Stadt nach der anderen.

So war man denn, nachdem man den Winter in Rom verbracht, im Frühjahr nach Locarno am Lago maggiore gekommen, um sich hier für einige Monate von den vielen Mühseligkeiten der römischen Gesellschaftssaison zu erholen.

In Locarno waren die Damen wieder mit dem Marquis Righetti zusammengetroffen, den sie schon in Rom kennen gelernt hatten.

Aber die Schönheit der südlichen Natur. das viele Schöne und Neue, was Kitty sah, würde dennoch ihren Eindruck auf das junge Mädchen nicht verfehlt haben, wenn sie nicht stets der Gedanke gequält hätte, daß der Aufwand ihres Lebens nicht mit ihren Einkünften in Einklang stand.

Als der lebenslustige Landrat gestorben war, hatten sich die finanziellen Verhältnisse als sehr ungünstig herausgestellt. Kittys Bruder, der als Offizier bei den Gardedragonern stand, wollte Schloß Weferlingen übernehmen, aber die Baronin mochte sich von dem Besitz nicht trennen, und da Otfried von Weferling mit Leib und Seele Soldat war, so überließ er das Gut seiner Mutter, die nunmehr als unbeschränkte Herrin auf Weferlingen waltete. Das Gut war jedoch so belastet, daß nur eine verständige Sparsamkeit in der Bewirtschaftung es wieder in der Höhe bringen konnte. Die Baronin lebte jedoch im großen Stile weiter, ja, sie belastete das Gut abermals mit Hypotheken, so daß der Zeitpunkt vorauszusehen war, wo der Zusammenbruch erfolgte.

Das alles wußte Kitty, hatte es ihr der Bruder doch deutlich geschrieben. Die Baronin hörte jedoch nicht auf die Mahnungen ihres Sohnes, sie hoffte

vielmehr, ihre Verhältnisse durch eine reiche Verheiratung Kittys verbessern zu können.

Als die Baronin in das Schreibzimmer trat, saß nur ein Herr an einem Tische und schrieb eifrig. Er drehte ihr den Rücken zu. Gleichzeitig schweiften ihre Augen über den ihr fremden Herrn, dann nahm sie an einem anderen Tische Platz, um Briefe zu schreiben. Da kein Briefpapier vorhanden war, klingelte sie.

„Gnädige Frau befehlen?“ fragte der eintretende Kellner in deutscher Sprache.

„Bringen Sie mir etwas Briefpapier, einige Kuverts und Briefmarken.“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

Der Kellner verschwand. Als der Fremde an dem Nebentisch die deutschen Worte hörte, blickte er auf.

„Hier ist noch genügend Briefpapier, gnädige Frau,“ sagte er freundlich. „Darf ich Ihnen anbieten?“

„Ich danke Ihnen, mein Herr —“

Sie hatte sich ihm zugewandt. Mit einem Ausruf der Ueberraschung sprang der Herr auf.

„Gnädige Frau — ich irre mich nicht — Frau Baronin v. Weserling —?“

„Das ist allerdings mein Name —“

„Erkennen mich gnädige Frau nicht mehr? — Henning v. Bartfeld.“

Ein seltsamer Ausdruck machte sich auf dem Gesichte der Baronin bemerkbar. Ja, sie erkannte Henning sehr wohl, aber diese überraschende Begegnung war ihr nichts weniger als angenehm. Für ihre

Pläne in bezug auf die Verlobung Kittys mit dem Marquis schien ihr das Zusammentreffen mit Henning v. Bartfeld durchaus nicht günstig. Wußte sie doch, daß Kitty einst für den jungen Offizier geschwärmt hatte. Dieser Gefahr mußte vorgebeugt werden.

„In der Tat," sagte sie scheinbar sehr erstaunt, und als ob sie sich erst auf seinen Namen und seine Person besinnen müsse, „Leutnant v. Bartfeld — ich erinnere mich. Aber wie ist mir denn? Ich glaube doch Ihren Namen in der Liste der in Südwestafrika Gefallenen gelesen zu haben?"

„Sie sehen, gnädige Frau, daß ich dieses Mal noch mit dem Leben davongekommen bin," entgegnete er lachend. „Freilich — die alte Wunde schmerzt mich noch immer —" setzte er mit leicht melancholischem Lächeln und doppelsinnig hinzu. „Deshalb bin ich hier, um mich auszuheilen. Ich habe in der Tat irrtümlich in der ersten Verlustliste als tot gestanden. Aber Sie, gnädige Frau — in Trauer —"

„Mein Gatte ist gestorben —"

„Ich hörte es in Berlin. Mein herzlichstes Beileid — an die fröhlichen Stunden auf Schloß Weferlingen habe ich oft denken müssen — aber gnädige Frau," setzte er leicht aufatmend hinzu — „Sie sind allein hier?"

„Nein, meine Tochter begleitet mich."

Eine flüchtige Röte huschte über Hennings Antlitz, das die Sonne Afrikas tief gebräunt hatte. So sollte er dennoch wieder mit ihr zusammentreffen, deren reizendes Bild ihn alle die Jahre hindurch begleitet hatte? Sein Herz pochte rascher. Oh, wie

recht hatte Käthe! Hier, wo er wieder mitten in der Zivilisation, in dem Treiben der Welt lebte; hier erwachte das alte, sehnsüchtige Gefühl nach dem lieblichen Mädchen aufs neue und die Erinnerung an Kitty ließ sein Blut plötzlich heftiger emporwallen.

Die Baronin bemerkte seine Erregung.

„Um meiner Tochter willen,“ sprach sie langsam und in traurigem Tone, während sie die Augen senkte, „bin ich nach dem Süden gegangen.“

„Wie? Ist Fräulein Kitty nicht gesund?“

„Lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen, als zu dem alten Freunde unseres Hauses, Herr von Bartfeld,“ fuhr sie fort. „Wir haben eine sehr schwere Zeit durchgemacht — erst den Tod meines Mannes — dann die Regelung der Verhältnisse — ach, Herr v. Bartfeld, es gestaltet sich im Leben nicht alles so günstig, wie man hofft! Nur mit großer Mühe vermochte ich Schloß Weserlingen mir und meinen Kindern zu erhalten —“

„Ich verstehe, gnädige Frau —“

„Aber das Schlimmste, Herr v. Bartfeld,“ fuhr die Baronin fort und blickte voll zu ihm auf, „war die Nachricht Ihres Todes —“

„Gnädige Frau!?“

„Gott sei Dank — daß die Nachricht eine irrtümliche war. Aber Herr v. Bartfeld — Sie verzeihen mir, wenn ich jetzt einen Punkt berühre, der vielleicht auch in Ihnen eine schmerzliche Empfindung hervorrufen wird. Sie standen einst dem Herzen meiner Tochter nahe — schon Ihre Verlobung mit Fräulein Gehrmann war damals ein herber Schlag für meine Kitty —. dann kam all das Un-

angenehme, was ich nicht näher berühren will und — schließlich die Nachricht von Ihrem Tode! Das war zu viel für das arme kleine Herz — Kitty kränkelte seitdem, so daß ich mich entschließen mußte, mit ihr den Süden aufzusuchen."

„Gnädige Frau — Sie wissen nicht, wie tief mich Ihre Worte berühren. Aber ich hoffe, daß Fräulein Kitty sich wieder erholt hat, daß ich sie begrüßen darf —"

„Herr v. Bartfeld, wollen Sie meiner Tochter einen großen Dienst erweisen?"

„Alles, was in meinen Kräften steht!"

„Es ist vielleicht zu viel verlangt — aber es handelt sich um den Seelenfrieden, um die Ruhe, um das Leben Kittys — sie darf Sie nicht wiedersehen!"

„Wie — gnädige Frau?"

„Sie darf Sie nicht wiedersehen! Sonst wären alle meine Bemühungen vergeblich gewesen! Sie ist ruhiger geworden, sie glaubt Sie nicht mehr unter den Lebenden! Wir halten uns seit einem halben Jahre im Süden auf und hören wenig aus der Heimat! Ich sage nicht, daß Kitty Sie vergessen hat, Herr von Bartfeld, das wird niemals der Fall sein! Aber sie gedenkt Ihrer wie eines teuren Toten — und — und —"

„Nun, gnädige Frau, vollenden Sie!"

„Und steht im Begriff, einem anderen Manne die Hand zu reichen —"

Henning war auf den Sessel zurückgesunken und bedeckte die Augen mit der Hand.

Wie seltsam tief ihn diese Nachricht berührte! Es war ihm, als sei es plötzlich Nacht um ihn geworden

— doch dann raffte er sich auf. Wie töricht war er doch! Hatte er auf diese Nachricht nicht gefaßt sein müssen? Welche Ansprüche besaß er auf die Treue Kittys? Hatte er selber nicht vor einigen Monaten um Käthe geworben? Und wenn er Kitty jetzt als das Weib eines anderen Mannes gefunden, hätte er sich da beklagen dürfen?

Die Baronin legte sanft die Hand auf seinen Arm.

„Wenn ich Ihnen Schmerz bereitet haben sollte, so vergeben Sie mir —"

Henning erhob sich.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für diese Mitteilungen," sagte er hastig. „Sie haben recht, es wäre nutzlos — ja, es wäre töricht, wenn ich Fräulein Kitty wieder entgegentreten, wenn ich ihre Ruhe aufs neue stören wollte. Ich habe die Absicht, noch heute weiterzureisen —"

„Ah — ich danke Ihnen!"

„Aber das Eine sagen Sie mir: liebt Kitty den Mann, dem sie ihre Hand reichen soll?"

„Ich bin davon überzeugt!"

Die Worte klangen bestimmt, aber in den Augen der Baronin lohte eine unsichere Flamme auf, die Henning argwöhnisch machte.

„Und wer ist ihr Verlobter, wenn ich fragen darf?"

„Ich möchte den Namen noch nicht nennen — noch ist es Geheimnis —"

„Verzeihen Sie!"

In diesem Augenblick trat der Marchese in das Zimmer.

„Ah, Verzeihung, wenn ich störe, teuerste Baronin," rief er. „Ich wollte mich nur nach dem Befinden Fräulein Kittys erkundigen."

„Ich danke — es geht ihr gut."

„So habe ich das Vergnügen, sie beim Diner begrüßen zu dürfen?"

„Gewiß —"

„Wollen Sie, bitte, Fräulein Kitty gütigst diese Blumen bringen —"

„Die herrlichen Rosen! Kitty wird sich freuen. Gestatten Sie, Herr v. Bartfeld, daß ich Sie mit dem Herrn Marchese Righetti bekannt mache."

Henning verbeugte sich höflich aber kühl. Das also war der Erwählte! Ein unangenehmes, erkältendes Gefühl durchströmte sein Herz. Wenn Kitty diesen Menschen liebte — dann brauchte er wirklich nicht um sie zu trauern.

Der Marchese schüttelte ihm die Hand.

„Sie bleiben einige Zeit hier, mein Herr!"

„Ich denke, mich einige Tage in Locarno und Umgebung aufzuhalten," entgegnete Henning mit kühler Höflichkeit.

Die Baronin blickte unangenehm überrascht auf.

„Ich glaubte, Sie wollten heute schon weiterreisen, Herr v. Bartfeld?"

„Ich muß erst noch einige Briefe aus der Heimat hier abwarten. Vielleicht habe ich die Ehre, die Herrschaften beim Diner noch einmal begrüßen zu dürfen."

Er verbeugte sich förmlich und entfernte sich.

„Wer ist das?" flüsterte der Marchese der Baronin zu.

Sie legte die Finger auf die Lippen.

„Seien Sie vorsichtig," entgegnete sie leise. „Ich werde dafür sorgen, daß Kitty heute ihr Zimmer nicht mehr verläßt."

„Ah — ich verstehe —"

Ein häßliches Lächeln zuckte um seine Lippen und in seinen schwarzen Augen blitzte es drohend auf.

*

Vergeblich sah sich Henning während des Diners nach Frau v. Weserling und Kitty um. Er erkundigte sich beim Oberkellner nach den Damen; dieser erwiderte ihm, daß die Damen auf ihrem Zimmer speisten, da sich das gnädige Fräulein nicht wohl befände.

Henning war ärgerlich auf sich selbst. Er hatte sehr wohl die unangenehme Ueberraschung bemerkt, welche seine Worte, daß er noch einige Tage in Locarno bleiben werde, bei der Baronin hervorgerufen hatten.

Wie kam er denn dazu — so fragte er sich jetzt — sich um die Verhältnisse der Baronin und ihrer Tochter zu bekümmern? Konnte es ihm nicht ganz gleichgültig sein, ob Kitty dem Marchese Righetti oder einem anderen Manne die Hand reichte? Er durfte doch wahrlich keinen Anspruch darauf erheben, daß Kitty um seinetwillen unvermählt blieb.

Oder liebte er Kitty noch immer?

Er wollte lachen, aber ein wehes Gefühl durch-

zuckte sein Herz, wenn er den ihm schräg gegenübersitzenden Marchese ansah, der mit zwei schon bejahrten unverheirateten Engländerinnen kokettierte.

Und diesen Mann sollte Kitty lieben? Diesem Mann wollte die Baronin die Zukunft ihres Kindes anvertrauen?

Henning sah, wie die Herren, welche die Pension mitbewohnten, den Marchese mit eisiger Kälte behandelten. Ja, es dünkte ihm, als ob sie ihn absichtlich ignorierten; außerdem bemerkte er, wie ein alter italienischer Kolonel den Marchese mit einem verächtlichen Blick von oben bis unten streifte und nicht einmal Antwort gab, als dieser gelegentlich das Wort an ihn richtete.

Irgend etwas mußte mit dem Marchese nicht in Ordnung sein.

In den italienischen Kurorten hielten sich ja so manche zweifelhafte Existenzen auf — sollte der Marchese vielleicht auch zu diesen gehören?

Doch was ging's ihn an? Wenn die Baronin in ihr Verderben rennen wollte — war er dazu da, sie zurückzuhalten? Er beschloß am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen, ohne noch einen weiteren Versuch gemacht zu haben, die beiden Damen wiederzusehen.

Und Kitty? — Der Gedanke an sie und ihre Zukunft an der Seite jenes Mannes schmerzte ihn — doch er konnte sich in seiner Ansicht auch irren. Wenn sie nun wirklich den schönen Italiener liebte?

Mißmutig erhob sich Henning noch vor Beendigung des Diners und begab sich auf sein Zimmer, um seine Sachen zu packen. Er war wahrhaftig nicht hier-

her gekommen, um sich von neuem in Aufregungen und allerhand Irrungen zu stürzen. Ruhig wollte er einige Wochen an den schönen oberitalienischen Seen verleben, um sich vollständig auszuheilen und dann nach Berlin zu seinen Eltern und seinen Dienst heimzukehren.

Als er seine Briefmappe in den Koffer legte, fiel ein Brief Käthes mit deren Photographie heraus.

Lange betrachtete Henning das Bild, das Käthe als Dominikanerin darstellte. Dann las er den Brief nochmals durch, den sie ihm damals nach Madeira geschrieben hatte — ruhig, klar und doch liebevoll. Auch sie würde binnen kurzem nach Deutschland zurückkehren, schrieb sie, da der Krieg beendet und ihre Gegenwart in Windhoek nicht mehr nötig sei. Sie würden sich wiedersehen, wie zwei gute Kriegskameraden, zwei Freunde, wie Bruder und Schwester. „Denken Sie stets daran, mein Freund," so schloß der Brief, „daß ich an Ihre treue Freundschaft stets glauben werde, aber nicht an Ihre Liebe. Das ist kein Vorwurf für Sie — die Liebe läßt sich nicht erzwingen. Ich kenne Ihr Herz besser als Sie selbst; Ihr Herz hegt noch immer die liebende Erinnerung an jenes liebreizende Mädchen — und Ihr Herz tut recht daran, denn jenes Mädchen ist mehr als ich geschaffen, durch seine Liebe einen Mann glücklich zu machen. Wenn Sie Kitty v. Weserling wiedersehen, grüßen Sie sie aufs herzlichste von mir — und der Himmel führe Ihre beiden Herzen zusammen und mache Sie glücklich —"

Henning lächelte bitter. „Ja, der Himmel hatte ihn mit Kitty wieder zusammengeführt, aber nur um

ihm zu zeigen, daß sie auf immer für ihn verloren war.

Hastig legte er den Brief und das Bild Käthes wieder in die Mappe und verschloß den Koffer. Käthe hatte recht und doch wieder nicht recht.

Erregt ging er in dem kleinen Zimmer auf und ab, in dem eine schwüle Luft herrschte. Er öffnete beide Fenster, lehnte sich hinaus und atmete mit Entzücken die frische, von den Bergen herniederwehende Luft.

Seitwärts unter einem Fenster befand sich ein Balkon. — Eine rote Ampel übergoß denselben mit einem sanften Licht; in einem Schaukelstuhl saß eine Dame, ein Herr stand vor ihr und sprach lebhaft auf sie ein. Henning erkannte den Marchese, und als dieser etwas zurücktrat, erblickte er die Baronin von Weserling.

Einzelne Worte schlugen an sein Ohr, doch konnte er nicht verstehen, was sie miteinander sprachen. Auch widerstrebte es ihn, den Lauschenden zu spielen, er zog sich zurück.

Aber in dem kleinen Zimmer ward es ihm denn gar zu eng. Er wollte noch etwas frische Luft schöpfen und begab sich in den Park und von dort an das Gestade des Sees.

Das bunte Leben zog ihn etwas von seinen ernsten Gedanken ab. Auf dem dunklen Wasser schossen die erleuchteten Gondeln hin und her. Musik ertönte — die erhellten Fenster der Villen und Hotels warfen lange blinkende Lichtreflexe auf die flimmernde Wasserfläche hinaus, ein Dampfer ließ seinen elektrischen Scheinwerfer erstrahlen und überflutete

das Ufer mit seinem hellen Lichte, aus der Ferne erschallte ein melodisches italienisches Fischerlied, eine Mandoline begleitete die Sängerin — und über all dem farbigen Leben und Treiben spannte sich das tiefblaue Gewölbe des südlichen Himmels mit seinen tausend und abertausend funkelnden Sternen.

Wie schön war die Welt und wieviel Glück — aber auch wieviel Unglück barg sie in sich!

Langsam kehrte Henning in das Hotel Beau Rivage zurück.

In dem Konversations- und im Spielzimmer herrschte noch reges Leben.

Er betrat das Spielzimmer, aus welchem ihm laute Stimmen entgegenschallten, und blieb überrascht stehen!

An einem großen runden Tisch, der mit grünem Tuch überzogen war, saß eine Gesellschaft von Damen und Herren und spielte Karten. Auf den ersten Blick erkannte Henning, daß fast nur höchst zweifelhafte Personen um den Tisch saßen, Damen in sehr auffallenden Toiletten, Herren, auf deren Gesichtern man die Spuren wilder Leidenschaften entdeckte. Was Henning jedoch am meisten interessierte, war, daß der Marchese Righetti den Bankhalter abgab. Ein Haufen von Goldstücken und Papiergeld lag vor ihm, er schien bereits ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben und gewann noch immer. Seine dunklen Augen glühten unheimlich und ein häßliches, spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund.

Henning trat näher an den Tisch heran und beobachtete aufmerksam das Spiel. Da begegneten seinem Blick die schwarzen Augen des Marchese, und

er gewahrte, daß ein Schatten über das Gesicht des Italieners glitt.

„Herr v. Bartfeld — wollen Sie mitspielen?"

„Nein — ich spiele nicht."

„So — na, konnte es mir übrigens denken."

Der Marchese beugte sich zu einer neben ihm sitzenden Dame nieder und flüsterte ihr einige Worte zu, wobei ein ironisches Lächeln um seine Lippen und Augen zuckte. Die Dame, eine üppige, sehr elegant gekleidete Französin, richtete ihre Augen auf Henning und lachte ungeniert auf.

Henning stieg das Blut in die Stirn. Er fühlte, daß sich die zwei auf seine Kosten lustig machten. Das Treiben des Marchese kam ihm mit einem Male doppelt verdächtig vor, und er trat näher an den Tisch heran.

Da legte sich eine Hand auf seinen Arm.

Der alte italienische Kolonel hatte sich zu ihm gesellt.

„Ich rate Ihnen, mein junger Kamerad, sich mit dem Marchese nicht einzulassen," sagte der Oberst leise in warnendem Tone.

„Ich danke Ihnen — aber ich möchte dem Herrn etwas schärfer auf die Finger sehen."

„Was haben Sie für ein Interesse daran? — Derartigen Menschen geht man lieber aus dem Wege."

„Sie kennen den Marchese?"

„Wie man solche Leute eben kennt!"

„Er ist kein Gentleman?"

Der Kolonel zuckte die Achseln und strich sich seinen starken weißen Bart.

„Ich halte den für keinen Gentleman, der vom gewerbsmäßigen Spiel lebt!“

„Ah — der Marchese ist ein Spieler?“ fragte Henning interessiert.

„Als solchen kennt man ihn in den Kreisen der Hauptstadt und — man geht ihm dort wie hier aus dem Wege.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mitteilungen, die mich nun jedoch veranlassen, dem Herrn näher zu treten.“

„Wie Sie wollen, Herr Kamerad, ich habe Sie gewarnt.“

Damit begab sich der Kolonel in das Lesezimmer und vertiefte sich in die Abendzeitungen.

Henning trat an den Spieltisch heran.

„Noch immer hier, Herr v. Bartfeld?“ rief ihm der Marchese zu.

„Wie Sie sehen,“ entgegnete Henning ruhig.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Ich danke.“

„Aber Sie sehen, daß Sie die Mitspielenden genieren!“

„Ich hoffe nicht —“

Henning trat einen Schritt zurück, behielt jedoch den Marchese scharf im Auge. Sein Verdacht gegen denselben war durch dessen Worte nur noch gesteigert worden. Er bemerkte wohl den Ausdruck des Unmutes und des Aergers auf der Stirn des Bankhalters und sah deutlich, wie dieser immer heftiger und nervöser die Karten mischte.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Aber jetzt schien das Glück den Marchese merkwürdigerweise

zu meiden; das Gold vor seinem Platze verminderte sich zusehends.

Plötzlich — als er wieder einen hohen Satz verloren — sprang er auf und warf erregt die Karten auf den Tisch.

„Diable!" — knirschte er zwischen den Zähnen. „Ich muß Sie bitten, Ihren Platz zu wechseln, mein Herr!" rief er Henning zu.

Aller Augen wandten sich dem jungen Deutschen zu.

„Ich wüßte nicht," entgegnete Henning ruhig, „was mich veranlassen sollte, Ihrem seltsamen Wunsche nachzukommen."

„So starren Sie mich gefälligst nicht so an!"

„Ich starre Sie nicht an — im übrigen verbitte ich mir diese Art und Weise Ihres Benehmens."

„Diable! Ihr Blick geniert mich — Sie spielen nicht mit — infolgedessen haben Sie hier nichts zu suchen. Ich ersuche Sie, das Zimmer zu verlassen!"

„Mit welchem Recht?"

„Mit dem Recht eines Gentleman einem — frechen Spion gegenüber!"

Henning war bleich geworden. Er merkte, daß der Marchese mit Absicht Streit suchte, er wäre einem solchen unter anderen Umständen wohl aus dem Wege gegangen, doch die grobe Beleidigung in Gegenwart so vieler Gäste durfte er um keinen Preis auf sich sitzen lassen.

So trat er dicht an den Tisch heran, mehrere Damen wichen scheu vor seinem festen Auftreten zurück.

„Ein Gentleman würde nicht handeln wie Sie, Herr Marchese —"

„Ah — Sie — Sie beschimpfen mich!"

Wütend streckte der Marchese dem ruhig dastehenden Henning die Fäuste entgegen. Die Damen aber schrien auf und flohen aus dem Zimmer, mehrere Herren warfen sich auf den Wütenden, der nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte.

„Laßt mich," knirschte Righetti, „ich schlage den Schurken nieder —"

„Marchese, ich bitte Sie — beruhigen Sie sich — der Herr wird Ihnen Genugtuung geben — Sie haben ihn zuerst beleidigt — Sie sind ihm Genugtuung schuldig —"

So klang es wirr durcheinander, und allmählich schien sich der Marchese zu beruhigen.

Der Wirt und der Oberkellner erschienen mit verstörten Gesichtern und baten Henning, sich zurückzuziehen. Der Skandal sei unerhört — ihr Hotel sei eines der ersten im Orte — es dürfe von dem Streite nichts bekannt werden —

„Ich bitte Sie, mein Herr, beziehen Sie ein anderes Hotel!"

Henning lächelte.

„Ich habe den Streit nicht provoziert, Herr Wirt," sagte er ruhig. „Ich habe daher auch keine Veranlassung, jenem Herrn aus dem Wege zu gehen. Wenn dem Herrn Marchese meine Anwesenheit nicht behagt, so mag er gehen."

„Sie hätten dem Menschen schon lange die Tür weisen müssen, Herr Wirt," mischte sich jetzt der alte Kolonel in das Gespräch.

„Ah, Signor Kolonel, der Marchese kommt jedes Jahr —"

„Um so schlimmer für den Ruf Ihres Hotels, mein Herr."

„Signor Kolonel —"

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich den Marchese hier treffen würde," fuhr der alte Offizier fort, „so wäre ich auf keinen Fall bei Ihnen abgestiegen."

Der Wirt knickte zusammen. Er war ruiniert, wenn dieser Streit bekannt wurde.

„Aus Rücksicht auf Sie, Herr Wirt," fuhr der Oberst fort, „wollen wir den ärgerlichen Vorfall nicht weiter verfolgen."

„Tausend Dank, Signor Kolonel!"

„Aber sorgen Sie dafür, daß jener Mensch sofort das Haus verläßt!"

„Gewiß — gewiß —"

„Kommen Sie, mein junger Kamerad," wandte sich der Kolonel jetzt an Henning. „Ueberlassen wir das unrühmliche Feld den anderen —"

Er faßte Henning unter den Arm und führte ihn fort.

*

Auf seinem Zimmer angekommen, fand Henning folgendes Billett vor:

„Da Sie meiner Bitte abzureisen nicht entsprechen können, so sehe ich mich um der Ruhe und der Gesundheit meiner Tochter willen veranlaßt, selbst morgen oder übermorgen abzureisen. Ich kenne die Beweggründe nicht, welche Sie zum Bleiben veranlassen, muß indessen annehmen, daß sie zwingender Natur sind. Aus alter Freundschaft bitte ich Sie nun, wenigstens bis nach unserer Abreise keinerlei Gelegenheit zum Wiedersehen mit meiner Tochter herbeizuführen, es könnte das für Kitty von den verderblichsten Folgen sein.

In vollster Hochachtung

Wanda, Baronin v. Weferling."

Das war deutlich genug!

Henning lachte bitter auf. Das hatte er nun davon, daß er gleichsam die schützende Vorsehung Kittys spielen wollte. — Weshalb war er nicht ruhig seines Weges gegangen? Einen Streit mit einem zweifelhaften Menschen und zu alledem noch das nicht mißzuverstehende Ersuchen der Baronin, ihrer und Kittys Weg nicht mehr zu kreuzen! Es war wirklich eine Komödie — wenn ihm nur nicht so weh und traurig ums Herz gewesen wäre.

Aergerlich auf sich selbst ging er im Zimmer auf und ab.

Nach und nach ward er jedoch ruhiger und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung. Er dachte an den ehrenhaften Vater Kittys, an ihren Bruder, der so peinlich auf die Reinheit seiner Familie sah, an Kitty, die diesem Marchese überliefert werden sollte — und ein tiefes Mitgefühl schlich sich in sein Herz. Auch die Baronin war ja die Getäuschte. Sicherlich würde sie niemals ihre Einwilligung zu einer Verbindung Kittys mit dem Marchese gegeben haben, wenn sie diesen nicht für einen Ehrenmann gehalten hätte.

War es da nicht seine Pflicht, die Baronin aufzuklären, sie wenigstens zu warnen?

Rasch entschlossen warf er folgende Zeilen auf ein Blatt Papier:

„Gnädige Frau! Ich habe Ihr Schreiben erhalten und würde Ihrer Bitte, abzureisen, sofort willfahren, wenn mich nicht ein Umstand zurückhielt, den ich Ihnen nicht näher auseinandersetzen kann. Aber ich werde alles vermeiden, um eine Begegnung mit Ihrem Fräulein Tochter herbeizuführen. Seien Sie darüber unbesorgt. — Dagegen bitte ich Sie, um Ihrer selbst und der Zukunft Ihres Kindes willen, um eine kurze Unterredung! Ich wiederhole, es handelt sich um Sie und Ihr Fräulein Tochter — nicht um mich. Ich erwarte Sie morgen zwischen acht und neun Uhr am Strande.

Ihr sehr ergebener H. v. Bartfeld."

Er kuvertierte und adressierte den Brief und übergab ihn dem Zimmermädchen zur sofortigen Besorgung.

Nach einer Viertelstunde erhielt er die kurze schriftliche Nachricht auf einer Visitenkarte: „Ich werde kommen."

Am anderen Morgen in aller Frühe begab sich Henning an den Strand. Es war ein wundervoller Morgen. Auf jedem Grashalm glitzerte ein Tautropfen; ein leichter Südwind kräuselte die blaue Fläche des Sees; die Schneegipfel der nahen Alpen glühten in der Morgensonne und die Oliven- und Zitronenhaine atmeten betäubende süße Düfte aus.

Ein Fleckchen Erde, so recht geschaffen zum Genießen, so recht geeignet zur Lebensfreude, zu Glück und Liebe — und doch legten sich auch über diese wunderbar schöne, sonnige Landschaft gleich trüben Wolkenschatten die Nebel der menschlichen Leidenschaften — unwillkürlich mußte Henning an die schwermütigen Verse Schillers denken:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Er war einige Zeit auf dem Kai auf und ab gegangen und hatte dem Treiben der Fischer und Fischerinnen zugesehen, als er die stattliche, noch immer schöne Gestalt der Baronin erblickte.

Höflich grüßend trat er auf sie zu.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie gekommen sind."

Sie reichte ihm die Hand.

„Ihre Worte klangen so dringend," sprach sie, „daß ich es für meine Pflicht hielt, Sie anzuhören.

Zuerst noch eine Frage: Sie hatten gestern abend Streit mit dem Marchese Righetti?"

„Wie — Sie wissen bereits —"

„Das Zimmermädchen erzählte es mir; ich verbot es ihr, mit Kitty davon zu sprechen. Das arme Kind muß das Bett hüten —"

„Gnädige Frau," sagte Henning mit fester freier Stimme, „lassen Sie uns offen und ehrlich sein!"

„Ich bitte, Herr v. Bartfeld —"

„Verzeihen Sie, Frau Baronin — aber ich muß offen und frei sprechen — und zwar nicht um meinetwillen! Lassen wir meine Person ganz aus dem Spiele. Aber nach dem, was ich gesehen und gehört habe, würde ich mich verpflichtet fühlen, auch einer oberflächlichen Bekanntschaft das mitzuteilen, was ich gesehen und gehört habe. Es handelt sich um Sie — um Kitty! Sie wollen nicht, daß ich wieder mit Kitty zusammentreffe — ich achte Ihre Gründe, ich will annehmen, daß sie stichhaltig sind. Glauben Sie nicht, daß ich ein Wiedersehen erzwingen werde. Aber, gnädige Frau, Sie und Kitty befinden sich in einer großen Gefahr! Sie täuschen sich in dem Marchese — er ist kein Gentleman, kein Ehrenmann — —"

„Herr v. Bartfeld!"

„Glauben Sie mir, Baronin — oder nein, glauben Sie mir nicht, sondern prüfen Sie selbst."

„Der Marchese verkehrte in Rom in der besten Gesellschaft — er galt als sehr reich — er besitzt große Güter im Neapolitanischen —"

„Woher wissen Sie das alles, gnädige Frau?"

„Von ihm selbst!"

„Aha, das dachte ich mir; haben Sie sich noch

niemals nach ihm bei anderen erkundigt? In der internationalen Gesellschaft einer Weltstadt, wie Rom, verkehren oft Elemente, die bei einer glänzenden Außenseite dennoch keines Vertrauens würdig sind. Der Marchese entstammt freilich einem alten neapolitanischen Adelsgeschlecht, das aber schon seit langer Zeit verarmt ist —"

„Aber wovon lebt der Marchese so glänzend?"

„Vom gewerbsmäßigen Hazardspiel, gnädige Frau!"

„Ah, das ist nicht möglich!"

„Erkundigen Sie sich bei dem Kolonel Muralto, er kennt den Marchese ganz genau. Ich selbst sah ihn übrigens gestern abend in recht zweifelhafter Gesellschaft am Spieltisch."

„Herr v. Bartfeld, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß sich alles so verhält?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Kolonel Muralto, dem ich volles Vertrauen schenke, den Marchese einen gewerbsmäßigen Spieler und Schurken genannt hat. Auch Herr v. Schmersau, der ja in demselben Hotel mit Ihnen wohnt. hat den Marchese als Spieler kennen gelernt, er ist selbst von dem Marchese — verzeihen Sie, Baronin — gerupft worden."

„Ah, das ist schändlich! Der erbärmliche Mensch!"

„Verstehen Sie nun, gnädige Frau, weshalb ich Sie um diese Unterredung bitten mußte? War es nicht meine Pflicht als alter Freund Ihrer Familie, Ihnen diese meine Beobachtungen mitzuteilen? Würden Sie mir je verziehen haben, wenn ich ruhig zugesehen hätte, wie Sie von einem Elenden betrogen werden?"

„Ich danke Ihnen, Herr v. Bartfeld. Ich muß Sie um Verzeihung bitten — — ich — ja, ich gestehe es ein, ich habe unrecht Ihnen gegenüber gehandelt. Ich habe nicht die Wahrheit gesagt —“ fügte sie leiser hinzu, indem eine tiefe Röte der Beschämung ihre Wangen überflammte — „Kitty weiß, daß Sie leben — und ich bitte Sie, Herr v. Bartfeld, heute mit uns zu speisen — —“

Sein Antlitz hatte einen sehr ernsten, traurigen Ausdruck angenommen. Eine Weile blickte er sinnend zu Boden und zeichnete mit seinem Spazierstock kleine Kreise in den Sand.

„Gnädige Frau,“ sagte er dann zögernd, „lassen Sie uns hier und in dieser Stunde Abschied nehmen. Ich habe meine Pflicht getan, das genügt mir — ich möchte nicht den geringsten Verdacht auf mich laden, als ob ich in selbstsüchtiger Absicht gehandelt hätte. Leben Sie wohl, gnädige Frau — und grüßen Sie Fräulein Kitty — jetzt kann ich abreisen,“ setzte er mit einem leichten Lächeln hinzu. „Sie sind gewarnt und werden selbst wissen, was Sie zu tun haben —“

„Nein, nein, Herr v. Bartfeld, Sie dürfen nicht so von uns gehen!“

„Vielleicht sehen wir uns in Berlin wieder, gnädige Frau — vielleicht auch nicht.“

Er lüftete grüßend den Hut und entfernte sich rasch.

Die Baronin wollte ihm folgen, doch schon war er in der Menge verschwunden, welche sich um den Anlegeplatz eines soeben angekommenen Dampfers gesammelt hatte. Dann sah sie ihn auf dem Deck des Dampfers stehen. Er grüßte herunter, sie winkte ihm

— der schrille Pfiff der Dampfpfeife ertönte, der Landungssteg wurde zurückgeschoben, Kommandoworte ertönten, rauschend griffen die Räder in das Wasser und langsam entfernte sich der Dampfer.

Die Baronin war wie vernichtet. Die Enttäuschung war zu furchtbar; alle ihre Hoffnungen sah sie mit einem Male zertrümmert und mit banger Sorge blickte sie in die Zukunft. Wie ein Alpdruck legte es sich auf ihre Brust. Sie sah den Ruin in nicht allzu ferner Zeit vor sich, denn schon jetzt hatte sie nur durch Inanspruchnahme all ihres Kredites ihr Leben bestreiten können. Es blieb nichts weiter übrig, als nach Weferlingen zurückzukehren und dort in aller Stille zu leben.

Wenn ihr nur das überhaupt noch möglich war! Wenn ihre Gläubiger die Hand nicht auch nach dem Schloß Weferlingen ausstreckten! Nein, das durfte nicht geschehen! Sie hätte ihren Kindern nicht mehr in die Augen sehen können, wenn sie ihr Erbe in solch leichtsinniger Weise vergeudete.

Mit einem Male überkam sie eine freudige Entschlossenheit. Der gute Kern ihres Wesens — Tatkraft und energischer Wille — gewann wieder die Oberhand. Sie wollte handeln — und zwar sofort!

Rasch begab sie sich in das Hotel zurück und begab sich nach ihren Zimmern.

„Kitty!“

„Ja, Mama,“ klang es sanft zurück, und Kitty trat vom Altan in das Zimmer.

Die Baronin breitete die Arme aus.

„Kitty, mein armes Kind, wie blaß du aussiehst?“

Erstaunt sah Kitty auf ihre Mutter. Noch vor einer Stunde hatte sie ihr in strengem Tone befohlen, das Zimmer nicht zu verlassen, und jetzt diese weiche, liebevolle Sprache?

„Ich fühle mich ganz wohl, Mama," entgegnete sie zögernd und unsicher.

„Umarme mich, Kitty — so ist es recht," fuhr sie fort, als Kitty ihr Köpfchen an ihrem Herzen barg, und streichelte sanft das braune Haar ihres Kindes. „Ich glaube, meine kleine Maus, ich habe dir sehr wehe getan?"

„Mama — —"

„Ja, ich habe dir wehe getan. Doch das ist nun vorüber. — Fühlst du dich stark genug, morgen die Rückreise nach Weferlingen anzutreten?"

„Mama, du wolltest wirklich? Ach, wie ich mich freue! Gewiß, Mama, laß uns sobald wie möglich abreisen — ach, ich habe solche Sehnsucht nach unserer Heimat — —" und schluchzend umarmte sie aufs neue die Mutter.

„Bis morgen müssen wir schon warten, mein Kind. Wir müssen doch erst unsere Sachen packen und expedieren — die Rechnungen müssen bezahlt werden — und dann — ich möchte noch einen Herrn sprechen — —"

Erschrocken blickte Kitty auf.

„Den Marchese?"

„Nein, mein Kind," sagte die Baronin fest, während ihr Gesicht einen finsteren Ausdruck annahm. „Ich habe mich in dem Marchese bitter getäuscht, er existiert nicht mehr für uns. Herr v. Bartfeld hat mir einen Aufschluß über diesen Herrn gegeben, welcher

mich veranlaßt, jeden ferneren Verkehr mit ihm abzubrechen."

Sprachlos starrte Kitty die Mutter an.

„Herr — — von — — Bartfeld — —?"

„Ach so," lachte die Baronin auf. „Du wußtest ja noch nicht — also, denke dir, Oberleutnant — ach nein, jetzt Rittmeister v. Bartfeld, ist gestern hier eingetroffen und in unserem Hotel abgestiegen. Er will sich einige Wochen zu seiner Erholung hier aufhalten — ist das nicht ein wunderbarer Zufall?"

„In der Tat —"

Kitty mußte alle Selbstbeherrschung zusammennehmen, um nicht laut aufzujubeln. Eine heiße Glut überflammte ihr Gesichtchen und rasch wandte sie sich jetzt ab.

Lächelnd beobachtete die Baronin die Verlegenheit und Ueberraschung Kittys. Doch dann nahm ihr Gesicht einen trüben Ausdruck an, ein inniges Mitleid mit Kitty erfüllte ihr Herz.

Sie legte liebevoll den Arm um Kittys Schultern.

„Meine arme kleine Maus," flüsterte sie weich, „will das Herzchen noch immer nicht schweigen?"

Statt der Antwort warf sich Kitty in die Arme der Mutter und weinte heftig.

„Beruhige dich, mein Liebling — sei verständig — wir müssen auf manchen Herzenswunsch im Leben verzichten. — Komm, sei ein vernünftiges Kind."

Kitty richtete sich empor.

„Ja, Mama," sprach sie unter Tränen lächelnd, „ich will verständig sein, wenn ich nur den Marchese nicht zu heiraten brauche."

„Davon kann keine Rede mehr sein."

In diesem Augenblick pochte es an die Tür. Ein Kellner trat ein und meldete den Marchese Righetti.

Kitty erschrak, aber in den Augen der Baronin blitzte es entschlossen auf.

„Geh in das Nebenzimmer, mein Kind," sagte sie. „Ich will den Herrn allein sprechen."

Kitty entfernte sich erleichtert aufatmend, und die Baronin ließ den Marchese bitten, einzutreten.

In stolzer Haltung und mit ernster Miene empfing sie den Italiener, der sich in seiner aalglatten, schmeichlerischen Art ihr näherte, um ihr die Hand zu küssen.

Erstaunt jedoch blickte er auf, als sie die Hand zurückzog.

„Gnädigste — ich hatte heute noch nicht das Glück, Sie zu sehen — —"

„Sie werden dieses Glück in dieser Stunde zum letztenmal haben, mein Herr!"

„Baronin?"

In seinen schwarzen Augen funkelte es. Sein gelbliches Gesicht wurde um eine Schattierung bleicher. Ahnte er den Grund dieser stolzen, spöttischen Erwiderung?

„Es ist freilich leicht," fuhr die Baronin fort, „eine alleinstehende Dame zu täuschen und sich ihr gegenüber den Anschein eines Ehrenmannes zu geben — —"

Wie von einem Schlage getroffen, fuhr der Marchese empor.

„Gnädige Frau — Sie wagen es —" zischte er.

„Aber die Maske muß doch einmal fallen," fuhr Frau v. Weserling unbeirrt hart fort, „und dann be-

sitzt eine deutsche Edelfrau noch den Mut und die Kraft, den Elenden zurückzuweisen!"

„Ah — das ist zuviel! Sie beschimpfen mich."

Er erhob drohend die Faust, daß die Baronin einen Schritt zurücktrat. Da eilte Kitty aus dem Nebenzimmer herbei und umschlang wie schützend ihre Mutter.

„Wagen Sie es, uns anzurühren," rief sie mit flammenden Augen.

Seine Hand sank nieder. Ein spöttisches Lächeln verzerrte sein Gesicht.

„Ich vergaß," sagte er achselzuckend, „daß ich es mit zwei Abenteuerinnen zu tun hatte!"

„Hinaus — Elender!" rief Kitty entrüstet.

„Beruhige dich, Kitty," sagte die Baronin stolz und kalt, „ein gewerbsmäßiger Spieler kann uns nicht beleidigen."

„Aha," lachte der Marchese höhnisch auf, „jetzt weiß ich doch wenigstens, wer mich verleumdet hat. Nun gut — ich ziehe mich zurück, aber Sie und — jener, der mich verleumdete, Sie werden es büßen!"

Die Baronin wandte sich ab. Ihre Hand drückte auf die elektrische Klingel. Mit auffallender Schnelligkeit, die darauf schließen ließ, daß er in der Nähe der Tür geweilt, trat der Kellner ein.

„Gnädige Frau befehlen?"

„Befreien Sie uns von der Gegenwart jenes Menschen —" sagte die Baronin mit eisiger Kälte.

Der Kellner sah mit breitem, höhnischen Lächeln auf den Marchese. Dieser schäumte vor Wut, einen Moment schien es, als wenn er sich auf die Baronin stürzen wollte, doch dann raffte er sich empor und

einen wilden, italienischen Fluch ausstoßend, eilte er davon.

„Haben gnädige Frau noch Befehle?" fragte der Kellner lächelnd.

„Nein, ich danke."

Blitzschnell verschwand der Kellner, hatte er doch seinen Kollegen eine pikante Neuigkeit zu erzählen.

Die Baronin atmete auf.

„Den Herrn wären wir für alle Zeit los — —"

„Mama — oh, wie glücklich bin ich!" jubelte jetzt Kitty auf und umschlang und küßte die Mutter mit stürmischer Zärtlichkeit.

*

Am andern Morgen in aller Frühe machte sich in dem Hotel ein reges Leben bemerkbar. Türen wurden aufgerissen und hastig wieder zugeschlagen, auf den Korridoren eilte man hin und her und auf den Treppen und Terrassen bildeten sich Gruppen, welche eifrig untereinander sprachen.

Auch Frau v. Weserling war durch das unbestimmte Geräusch bereits sehr früh aufgeweckt worden. Viel geschlafen hatte sie in der letzten Nacht überhaupt nicht; ihre Hoffnung, am Abend vorher Henning v. Bartfeld noch einmal zu sprechen, war nicht in Erfüllung gegangen; auch den Oberst Muralto oder Herrn v. Schmersau hatte sie nicht gesehen.

Ihre eigene Zukunft hatte ihre ruhelose Seele beschäftigt. Erst gegen Morgen war sie in einen

leichten Schlummer gesunken, aus dem sie durch das hastige Hin- und Hereilen auf den Treppen und Korridoren geweckt wurde.

Rasch erhob sie sich und lauschte auf die verschiedenen Geräusche im Hause. Sie warf eilig ein Morgenkleid über. Ein Blick nach dem Lager Kittys belehrte sie, diese liege noch in süßem Schlummer. Zum ersten Male seit Wochen! Sonst war Kitty immer sehr früh wach gewesen und hatte über Schlaflosigkeit geklagt.

Das arme Kind! Die Furcht vor dem Marchese hatte es nicht schlafen lassen! Jetzt lag Kitty im ruhigen, festen Schlummer der Jugend. Ein glückliches Lächeln umspielte ihre halbgeöffneten Lippen; ihre Wangen waren leise gerötet und ihre Brust hob sich in ruhigen, tiefen Atemzügen. Ein rührendes, süßes Bild der Unschuld und Jugend — und sie, die Mutter, hatte dieses liebliche, unschuldige Kind einem Manne, wie dem Marchese, ausliefern wollen?

In heißer Scham und Reue wallte ihr das Blut zum Herzen. In diesem Augenblicke gelobte sie sich fest und feierlich, ihr Leben fortan nur dem wahren Glück ihres Kindes zu weihen. Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Sie trat in das Wohnzimmer, leise die Tür zu dem Schlafzimmer schließend. Dann klingelte sie dem Zimmermädchen.

Aber erst nach wiederholtem Läuten erschien dieses mit allen Zeichen der Erregung auf dem Gesicht.

„Gnädige Frau befehlen?“ fragte das Mädchen, ein frisches Dirndl aus den Schweizer Bergen.

„Was bedeutet der Lärm im Hause? Ich konnte gar nicht schlafen, so laut war es heute morgen im Hotel."

„Ach gnädige Frau müssen entschuldigen; 's ist ein großes Unglück geschehen."

Die Baronin erbleichte.

„Ein Unglück?"

„Ja — gnädige Frau kennen ja auch den Herrn Marchese Righetti —"

„Allerdings. Was ist mit ihm? Ist er vielleicht erkrankt?"

„Nein, gnädige Frau — fort ist er!"

„Fort? Wie soll ich das verstehen?"

„Na, gnädige Frau — ausgerückt, ohne zu bezahlen!"

„Unmöglich!"

„Ja, das haben wir auch alle gemeint! Und doch ist es so. Seit gestern nach dem Diner hat ihn niemand mehr gesehen, und mit ihm ist auch Madame de Beaufort verschwunden — gnädige Frau wissen doch, die Französin mit den auffallenden Toiletten und dem geschminkten Gesicht. Der Wirt wollte die Dame erst gar nicht aufnehmen, aber der Herr Marchese hat sich für sie verbürgt, und da haben wir sie aufgenommen. Aber wir — die Zimmermädels — haben schon längst gewußt, daß nicht viel an ihr war."

Die Baronin atmete bei diesen Worten erleichtert auf. Welcher furchtbaren Gefahr waren sie und Kitty entronnen!

„Nun," sagte sie so ruhig wie ihr möglich war, „derartiges kommt doch öfter in einem großen Hotel

vor. Deshalb braucht man doch nicht einen solchen Aufstand zu machen."

„Freilich nicht — und der Herr Wirt hätte gewiß auch fein stillgeschwiegen, wenn nicht die Polizei gekommen wäre!"

„Die Polizei?"

„Jawohl, gnädige Frau. Sie hat den Marchese gesucht. Er soll den Herrn v. Bartfeld gestern abend gestochen haben."

„Um Gottes willen —"

„Der arme Herr v. Bartfeld — nicht wahr? So ein lieber netter Herr! Gestern abend — es war schon spät — ist er heimgekommen — und auf der dunklen Straße ist er angefallen worden — er hat einen Stich in die Brust bekommen — jetzt liegt er schwer krank darnieder — der arme Herr v. Bartfeld —"

In jähem Schrecken krampfte sich das Herz der Baronin zusammen. Ihr Antlitz bedeckte tiefe Blässe, sie mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen, um nicht umzusinken.

Das Zimmermädchen sprang schnell herbei, um ihr zu helfen.

Doch gewaltsam faßte sich die Baronin.

„Ich danke Ihnen — der Schreck hat mich überwältigt."

„Ein Glas Wasser, gnädige Frau?"

„Ja, geben Sie her."

Sie trank. Dann richtete sie sich energisch empor.

„Ist Herr v. Bartfeld noch im Hotel?" fragte sie besorgt.

„Ja, gnädige Frau. Der Herr Oberst Muralto und der Herr v. Schmersau sind bei ihm."

„Gehen Sie und fragen Sie, ob Herr v. Bartfeld mich empfangen kann."

„Gnädige Frau wollten —"

„Gehen Sie nur — der Herr ist ein Freund meiner Familie. Ich möchte ihn nicht so ohne Hilfe lassen."

„Ich geh' schon gnädige Frau —"

In fliegender Eile kleidete sich die Baronin vollständig an. Sollte sie Kitty wecken? Nein, Kitty erfuhr von dem Unglück noch früh genug. Vorher aber wollte die Baronin volle Gewißheit haben.

Nach einiger Zeit erschien das Mädchen wieder.

„Herr v. Bartfeld lassen recht schön danken; wenn Frau Baronin sich wirklich die Mühe geben wollen, so wäre es Herrn v. Bartfeld sehr angenehm."

„Führen Sie mich nach seinem Zimmer."

Nicht ohne Bangen trat sie in das Gemach Hennings, dessen Tür ihr der Kellner öffnete. Aber wie erstaunte sie, als sie den Kolonel Muralto und Herrn v. Schmersau gemütlich bei einem solennen Frühstück erblickte, während Henning in einem bequemen Schaukelstuhl saß und seine Zigarette rauchte.

Die drei Herren erhoben sich rasch bei ihrem Eintritt und Henning trat mit verbindlichem Gruße auf sie zu.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau, für Ihre Liebenswürdigkeit — —"

„Herr v. Bartfeld — ich glaubte — Sie sind also nicht verwundet?"

„Nur eine Kleinigkeit, Baronin," entgegnete jetzt

Henning, dabei lächelnd auf seinen linken Arm weisend, der bandagiert in einer schwarzen Binde ruhte. „Einige Tage der Ruhe und es ist alles wieder gut!"

„Aber man sagte mir doch —"

„Ja, man hat aus der Mücke einen Elefanten gemacht, gnädige Frau," sagte Herr v. Schmersau lachend. „Es ist ja so interessant, durch einen Stich verwundet zu werden — 'ne schneid'ge Verwundung, Frau Baronin!"

„Sie haben sich doch nicht mit dem Marchese geschlagen?"

„Nein, Frau Baronin," entgegnete Henning. „Sie können sich beruhigen — der Herr hat sich auf Banditenart an mir gerächt. Er lauerte mir gestern abend auf, als ich von meinem Ausflug zurückkehrte! Der Stoß war entschieden gut gemeint und sollte wohl kaum meinen Arm treffen. Aber wenn man sich zwei Jahre mit Hereros, Hottentotten und anderem wilden Volke herumgeschlagen hat," setzte er lachend hinzu, „so ist man auf solche hinterlistige Angriffe gefaßt. Ich parierte den Stoß mit dem Arm und — schlug den Herrn Marchese mit meinem Bergstock nieder. Das ist alles, Frau Baronin — aber ich sehe, ich habe Ihnen noch nicht einmal einen Stuhl angeboten. Ich bitte, gnädige Frau — —"

Der Kolonel rollte einen Sessel herbei und die Baronin ließ sich erschöpft nieder. Frau v. Weserlin, reichte dem alten Herrn die Hand, welche dieser galant an die Lippen führte.

„Das Aufsehen, welches dieser unbedeutende Vorfall gemacht hat, ist mir sehr unangenehm," nahm

Henning von neuem das Wort. „Aber Oberst Muralto wollte ja durchaus die Polizei benachrichtigen.“

„Solche Burschen muß man unschädlich machen,“ murrte der Kolonel.

„Einstweilen ist uns der saubere Musjö aber über die nahe Schweizer Grenze entwischt,“ fiel Herr v. Schmersau ein.

„Er entgeht seinem Schicksal gewiß nicht. Dafür werde ich schon sorgen,“ versicherte hierauf der alte Soldat.

Die Baronin erhob sich.

„Ich danke dem Himmel, daß alles so abgelaufen ist, Herr v. Bartfeld. Jetzt dürfen Sie mir aber auch eine Bitte nicht abschlagen. Ich hatte mir vorgenommen, heute oder morgen abzureisen — doch unter diesen Umständen bleibe ich noch, bis Sie wiederhergestellt sind. Und nun meine Bitte: gestatten Sie uns, daß wir Sie pflegen, bis Sie wieder gesund sind —“

Das Blut stieg Henning in die Wangen.

„Aber, gnädige Frau — ich habe ja eine Pflege gar nicht nötig — die kleine Wunde ist kaum der Rede wert — und doch ist Ihr Anerbieten so verlockend,“ setzte er mit schelmischem Lächeln hinzu.

„Ein bißchen Ruhe ist schon nötig, Frau Baronin,“ meinte Herr v. Schmersau. „Der Doktor hat ihm anbefohlen, sich ganz ruhig zu halten — eigentlich sollt' er auf dem Sofa liegen, aber da Sie Ihren Besuch ankündigten —“

„Es ist sehr unrecht von Ihnen, Herr v. Bartfeld,“ zürnte die Baronin. „Augenblicklich legen Sie sich wieder nieder.“

„Aber ich bitte —"

„Wenn Sie mich nicht vertreiben wollen —"

„Dann muß ich freilich gehorchen."

Henning fühlte sich in der Tat etwas erschöpft. Er legte sich nieder und ließ es ruhig geschehen, daß die Baronin eine warme, weiche Decke um ihn hüllte.

„Und nun, meine Herren," wandte sie sich sehr freundlich an den Oberst und Herrn v. Schmersau, „muß ich Sie bitten, unseren Patienten allein zu lassen. Er bedarf der Ruhe — Ihr Frühstück können Sie auf der Terrasse beenden. Von jetzt an habe ich die Pflege unseres Freundes übernommen."

„Alle Wetter, gnädige Frau," rief Herr von Schmersau schmunzelnd, „für eine solche Pflegerin da nähme ich auch einen Dolchstoß gern in Kauf."

„Spotten Sie nicht, Herr v. Schmersau und — auf Wiedersehen."

Lachend empfahlen sich die Herren und trugen selbst ihr Frühstück hinaus auf die Terrasse.

„Sie haben mir doch einen Dienst erwiesen, gnädige Frau," sagte Henning mit mattem Lächeln, „daß Sie die Herren fortschickten. Der gute Schmersau wird leicht etwas laut, und ich fühle mich in der Tat angegriffen."

„Sehen Sie! — Und nun liegen Sie ganz still und ruhen Sie ordentlich. Gegen Mittag komme ich wieder."

„Allein, gnädige Frau?" fragte Henning leise, bittend zu ihr aufblickend.

„Wenn Sie recht artig und — vernünftig sein wollen, bringe ich Kitty mit."

„Oh — ich danke Ihnen —"

Sie legte mahnend die Finger auf die Lippen, nickte ihm freundlich zu und entfernte sich rasch und leise.

Mit geschlossenen Augen lag Henning da — halb wachend, halb im Traume — und atmete den köstlichen Wohlgeruch ein, welcher aus dem Park und von den nahen Bergen durch das offene Fenster hereinwehte. Ein wohliges Gefühl durchrieselte seine Glieder; eine innige Sehnsucht, die nichts Schmerzliches an sich hatte, beseelte ihn und in dem leichten Traum, der ihn umfing, sah er das liebliche Bild Kittys so deutlich vor Augen, als stände sie körperlich vor ihm.

Und dann war es ihm, als streife eine leichte, weiche warme Hand sein Haupt. Langsam schlug er die Augen auf — und blieb ruhig, regungslos liegen — denn er glaubte noch im Traum befangen zu sein — Kitty stand vor ihm, ein verschämtes Lächeln auf dem reizenden Gesichtchen, dessen Wangen wie Purpurrosen erglühten.

„Gut geschlafen, Herr v. Bartfeld?" fragte die Stimme der Baronin.

Und dann sprang Henning empor. Es war kein Traum, es war holde Wirklichkeit: Kitty v. Weserling stand vor ihm und streckte ihm die Hand zum Gruße entgegen.

„Fräulein Kitty — Baroneß — —" stammelte Henning. — „Verzeihen Sie, daß Sie mich schlafend fanden — aber wahrhaftig, ich träumte von Ihnen und nun glaubte ich noch immer im Traume zu sein, als ich Sie vor mir sah. Wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind."

„Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie so treu über uns gewacht haben," entgegnete Kitty mit ihrer leisen, süßen Stimme. „Ich erschrak so furchtbar, als ich von Ihrer Verwundung hörte —"

„Nichts mehr von dem kleinen Unfall, Fräulein Kitty — und ich denke kaum noch daran."

„Müssen Sie das Zimmer noch hüten, Herr von Bartfeld?" fragte die Baronin.

„Nein, gnädige Frau — bei diesem herrlichen Wetter! Das wäre eine Qual! Lassen Sie uns an den See oder in den Park gehen, es ist so schön, so herrlich hier!"

„Wir wollen auf der Terrasse frühstücken und sodann eine kleine Bootfahrt unternehmen. Schließen Sie sich an?"

„Mit Freuden, gnädige Frau!"

Neues, frisches Leben schien in Henning erwacht zu sein. Jede Mattigkeit war verschwunden, seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten — ja, das war die Liebe, die wahre, echte Liebe — so jauchzte es in seinem Herzen — die nicht frägt nach woher und wohin, die keine Bedenken kennt, keine Sorgen und Not — nur Glück und Sehnsucht, sonniges goldenes Glück, wie der heutige, sonnige Sommertag des Südens, und innige Sehnsucht, gleich der lauen, dunklen, sternenfunkelnden Nacht.

Und auch Kitty war eine andere geworden. Jede Spur der früheren Kränklichkeit war von ihr gewichen. Sie lachte wieder wie ein fröhliches Kind, doch wenn sie allein war, versank sie in weiche, schweigende Träumerei, und dann füllten sich ihre Augen oft mit glücklichen Tränen.

Das waren glückselige und wunderbare Tage am blühenden, duftenden Gestade des blauen Sees! — Glückselige Stunden, wenn sie sich im buntbewimpelten Boot auf der leichtbewegten Flut schaukelten und wenn sie in den weinumlaubten Gängen der Parks alter Schlösser und Villen sich ergingen oder auf dem Gipfel der Berge standen und hinausblickten in das offene, herrliche Land.

Glückselige Stunden waren es, wenn sie abends bei dem gedämpften Schein der Lampe auf der Terrasse saßen, schweigend auf das Rauschen der Bäume und das leise Murmeln des Sees lauschten oder von der Heimat plauderten und in jedem ihrer Worte die versteckte Sehnsucht, die heimliche Liebe lag.

Laut durften sie ja von dieser Sehnsucht und Liebe nicht sprechen. Die Baronin hatte ihm das Wort abgenommen, verständig zu sein, wie sie lächelnd sagte:

„Vielleicht später, mein lieber Freund, wenn sich alle Verhältnisse geklärt haben."

Und Henning hielt sein Wort. War es doch auch so süß, dieses schweigende Spiel ihrer Augen, die von Liebe sprechen durften! Rieselte es doch wie volles Glück durch ihre Adern, wenn ihre Hände ineinander ruhten und mit leisem Druck und der Liebe ihrer Herzen erzählten.

Was brauchte es da der Worte? Sie wußten, daß sie sich liebten und daß nichts ihre Herzen mehr zu trennen vermochte. Oft mußte sie Henning sein Lieblingslied vorsingen, in dessen prächtige Töne sie dann all ihre Liebe, all ihr Glück hineinzulegen wußte.

Die Lippen nicht — das Aug' laß sprechen —
Es lügt so leicht der lose Mund.
Doch deines Auges Strahlen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund.

Auch meine Lippen sollen schweigen,
Mein Mund sei stumm, wie einst mein Grab,
Und nur mein Auge soll dir zeigen,
Wie ich so lieb — so lieb dich hab' —

Auch die Abschiedsstunde vermochte das tiefe Glücksgefühl der beiden jungen Herzen nicht zu zerstören. Nahmen sie doch die Erinnerung an die schönen, sonnigen, goldigen Tage mit sich, trugen sie doch tief in ihrer Brust das Bewußtsein ihrer Liebe.

Zum letzten Male ruhte Hand in Hand und Auge in Auge — zum letzten Male flüsterten ihre Lippen „Auf Wiedersehen" — dann drängte die Baronin zum Einsteigen — die Schaffner schlugen die Türen zu — weit beugte sich Kitty aus dem Fenster und wehte mit dem Tuche — dann setzte sich der Zug in Bewegung — und Henning schaute ihm nach und winkte, bis der Zug im ersten Bergtunnel verschwunden war.

Dann kehrte er in das Hotel zurück und rüstete nun auch seinerseits zur Heimreise.

*

Frau v. Weserling saß vor ihrem Schreibtisch und rechnete. Sie hatte in den letzten Monaten sehr viel gerechnet und geschrieben, aber das Resultat war stets das gleiche geblieben: sie würde das alte Erbgut der Familie ihres Gatten nicht länger halten können, wenn es ihr nicht gelang, für die gekündigten Hypotheken zum 1. Oktober anderweitige Deckung aufzutreiben.

Hin und her hatte sie geschrieben, aber überall abschlägige Antworten erhalten. Sie sah den Ruin vor Augen und eine heiße Scham bemächtigte sich ihrer Gedanken, daß sie so leichtfertig mit ihrem Erbe umgegangen war. Aber jetzt war es zu spät! Und das Glück ihres Kindes mußte zugleich mit dem finanziellen Ruin zusammenbrechen.

Die Baronin stützte traurig das Haupt in die Hand. Eine schwere Träne fiel auf die Rechnungen nieder, welche vor ihr lagen. Auf ihrem Antlitze hatte die Sorge der letzten Monate ihre Spuren eingegraben und in dem reichen, braunen Haar glänzten auch schon zahlreiche Silberfäden.

Ihr Blick schweifte in den Park hinaus, der im bunten Kleide des Herbstes dalag. Spätsommerfäden wurden vom lauen Winde dahergetragen und legten sich sanft auf die Wunden, welche die Sensen der Schnitter da draußen auf den Feldern der Mutter Erde geschlagen. Der kräftige Erdgeruch der frisch-

umpflügten Felder drang durch die offenen Fenster und einzelne Töne drangen vom Wirtschaftshof herüber. Jetzt mischten sich auch ferne dumpfe Detonationen darein — wie entferntes Donnergrollen — dazwischen klang es in kurzen Schlägen: „tack-tack — tack-tack-tack — tack-tack —" und Trompetensignale und Trommelwirbel.

Das Manöver der Truppen zog sich näher an Schloß Weserlingen heran. Heute sollte die Einquartierung eintreffen, schon rüstete man sich in Küche und Keller, in Hof und Stall, um die Soldaten zu empfangen — eine angenehme Abwechslung in der Einförmigkeit des Landlebens.

In früheren Jahren waren diese Manövertage wirkliche Festtage für Weserlingen gewesen. Dieses Schloß war der Sammelpunkt der Gesellschaft, und alles scharte sich um die Baronin, die liebenswürdige und schöne Wirtin.

Frau v. Weserling empfand die Einquartierung als eine Last, die ihr nur Mühe und Kosten verursachte.

Die Tür öffnete sich jetzt, und Kitty trat ein mit blitzenden Augen und glühenden Wangen.

„Mama," rief sie freudig, „in einer Stunde schon kommt Einquartierung! Die Quartiermacher sind soeben eingetroffen und haben die Kameraden angemeldet!"

„Ich weiß es, Kind. Hoffentlich ist alles zum Empfange bereit?"

„Ja, Mama — und weißt du, wer kommt?"

„Eine ganze Schwadron von den Gardedragonern und drei Offiziere."

„Ja, aber — welche Offiziere —"

„Ich weiß die Namen nicht."

„Rate einmal!"

„Wie kann ich das?"

„Nun Mama — es ist ein guter Bekannter von uns unter den Offizieren!" rief Kitty mit leuchtenden Augen.

„Doch nicht Rittmeister v. Bartfeld?"

„Ja, Mama — Henning v. Bartfeld! Ach, Mama, wie glücklich bin ich — wie glücklich."

Sie kniete neben der Mutter nieder und umschlang sie innig mit den Armen.

Die Baronin streichelte ihr welliges Haar. Ein tiefes Weh durchschnitt ihr Herz. Wie würde Kitty die Nachricht aufnehmen, daß an eine Verbindung mit Henning nicht zu denken ist? Sollte sie das dem Kinde schon jetzt mitteilen? Nein, mochte sie erst noch einige glückliche Tage verleben. Das Unglück kam immer noch zu früh. Aber mit Henning wollte sie sprechen und ihm offen ihre Lage darlegen.

„Steh auf, Kitty," sagte sie in weichem, zärtlichem Tone. „Auch ich freue mich, Henning v. Bartfeld wiederzusehen. Aber du weißt, was Ihr mir versprochen habt!"

„Ja, Mama," erwiderte Kitty gesenkten Hauptes und mit erglühenden Wangen.

„Ihr wolltet verständig sein — Euch Euren Gefühlen nicht hingeben — nicht eher das bindende Wort sprechen, bis ich den Zeitpunkt bestimmt habe. Du weißt, Kitty, daß in unseren Verhältnissen nicht alles so ist, wie es sein sollte. Wir müssen zuerst Ordnung schaffen, hörst du, mein Kind?"

„Ja, Mama — ich höre —"

Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob Kitty diese Worte der Mutter auch verstanden hatte. Denn von draußen drangen schmetternde Trompeten in das stille Zimmer und von dem Hofe hörte man Getrampel von Pferdehufen.

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und überreichte der Baronin eine Visitenkarte.

„Der Herr läßt fragen, ob gnädige Frau ihn empfangen könnten."

„Fritz Gehrmann, königlicher Kommissionsrat" — las die Baronin und plötzlich zuckte ein Hoffnungsstrahl in ihrem Herzen auf.

„Führen Sie den Herrn sofort herein," befahl sie dem Diener.

„Verlaß mich jetzt, mein Kind," wandte sie sich dann an Kitty. „Ich habe mit dem Herrn Geschäfte zu erledigen."

„Aber die Einquartierung, Mama?"

„Empfange du einstweilen die Herren," entgegnete diese, lächelnd die heißen Wangen Kittys streichelnd. „Ich glaube, der Herr Rittmeister wird nicht unzufrieden darüber sein!"

Kitty küßte die Mutter stürmisch und eilte schnell davon.

Im Vorzimmer begegnete sie Herrn Gehrmann und grüßte ihn flüchtig, ohne ihn jedoch wieder zu erkennen.

Herr Gehrmann sah ihr mit behaglichem Schmunzeln nach.

„Ein reizender kleiner Käfer," murmelte er. „Aber an meine Katharina reicht sie doch nicht heran!

Na, die Zeiten ändern sich und der Geschmack ist verschieden, Gott sei Dank!"

Mit diesen philosophischen Gedanken beschäftigt trat er in das Zimmer der Baronin, die ihn mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit empfing.

„Gnädige Frau entsinnen sich meiner noch?"

„Wie sollte ich nicht, Herr Kommissionsrat? Die alten Freunde meines Gatten vergesse ich nicht!"

„Ja, das hab ich gemerkt, Frau Baronin. Doch lassen Sie uns sofort zur Sache kommen."

„Darf ich Ihnen vorher nicht eine kleine Erfrischung anbieten?"

„Danke — nein. Ich meine, dazu ist später noch Zeit und Gelegenheit, wenn wir unser Geschäft erledigt haben. Ich wäre schon eher zu Ihnen gekommen, gnädige Frau, wenn mich nicht mancherlei Dinge abgehalten hätten. Nun habe ich mir das Manöver angesehen und das hat mich in Ihre Nähe geführt. Ich entsinne mich, daß ich Ihnen meinen Besuch versprochen hatte und — da bin ich!"

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen —"

„Ich entsann mich auch, Frau Baronin, daß Ihr seliger Gatte, der Herr Landrat, mir einmal einen großen Dienst erwiesen hat. Ohne ihn wäre ich wohl nie Königlicher Kommissionsrat und Ritter des Kronenordens geworden —"

„Mein Gatte wußte Ihre Verdienste zu würdigen, Herr Gehrmann."

„Deshalb ist sein Verdienst um mich nicht geringer! Kurz und gut, Frau Baronin, die Zeiten ändern sich! Ihr Gatte ist tot — leider — aber ich bin ihm dankbar und will ihm seinen Dienst, wenn's

geht, an seinen Kindern vergelten. Sie brauchen eine Hypothek — ich will Ihnen das Geld geben —"

„Herr Gehrmann! Wie soll ich Ihnen danken!"

„Schon gut, Frau Baronin, ich stelle dabei aber eine Bedingung —"

„Ich bewillige alles —"

„Halt — nur nichts versprechen, ehe man die Bedingungen kennt. Wenn ich Ihnen das Geld leihen soll, dann dürfen Sie nicht mehr in der Welt herumirrlichtern. Sie müssen auch für Ihre Tochter einen verständigen Mann suchen, der hier auf Schloß Weserlingen auch mal nach dem Rechten sehen kann!"

Die Baronin errötete. Die ungenierte Art des Kommissionsrates verletzte ihren Stolz auf das empfindlichste. Zu anderen Zeiten hätte sie Herrn Gehrmann wahrscheinlich die Tür gewiesen, aber die Philosophie des tüchtigen Geschäftsmannes bestätigte sich auch diesmal wieder: die Zeiten ändern sich, und die Baronin Weserling sagte ziemlich kleinlaut:

„Ihr Wunsch kommt meinen Wünschen entgegen, Herr Gehrmann."

„Dann ist's ja gut, Frau Baronin — und nun lassen Sie uns das Geschäftliche erledigen. Ich höre die Dragoner einrücken — und ich lade mich zu dem Frühstück ein, das Sie den Herren Offizieren doch geben werden."

„Wir speisen um drei Uhr. Sie sind mir von Herzen willkommen, Herr Gehrmann."

„Glaub' ich schon, Frau Baronin — die Zeiten haben sich geändert —"

*

„Papa Gehrmann — Sie hier?"

In maßlosem Erstaunen streckte Henning von Bartfeld dem Königlichen Kommissionsrat die Hände entgegen, als er pünktlich um drei Uhr in den Speisesaal trat, wo bereits die Offiziere von Hennings Schwadron und die Damen des Hauses versammelt waren.

„Jawohl, mein verehrter Herr Rittmeister," entgegnete Herr Gehrmann vergnügt lächelnd. „Die Zeiten ändern sich und weshalb soll ich nicht einmal bei der Gemahlin meines verstorbenen alten Freundes, des Herrn Landrats v. Weserling, zu Mittag speisen?"

Mit diesen Worten reichte er in seiner ungenierten und doch gemütlichen Art und Weise der Baronin den Arm und führte sie an den Ehrenplatz der Tafel.

„Darf ich Sie nicht erst mit den Herren bekanntmachen?" sagte die Baronin.

„Nicht nötig, gnädige Frau," entgegnete Herr Gehrmann lachend. „Wir kennen uns schon von Hoppegarten und Karlshorst! Nicht wahr, meine Herren?"

„Freilich, Herr Kommissionsrat," bestätigten die Leutnants der Schwadron, indem sie ihrem alten Rennbahn-Onkel die Hände schüttelten, aber doch sich wunderten, ihn hier zu treffen.

Eine ungezwungene, harmlos fröhliche Unterhaltung griff Platz — zum ersten Male seit Monaten fühlte sich die Baronin wieder frei. Sie atmete auf und war wieder die frühere, liebenswürdige, lebhafte Wirtin.

Nur Henning war etwas schweigsam geworden. Die Gegenwart Gehrmanns rief in seiner Erinnerung die Unterhaltung mit diesem vor seiner Reise nach Italien wach, und es war ihm ein peinlicher Gedanke, daß Kittys Mutter gleichsam von der Hand des Herrn Fritz Gehrmann abhing. Aber wenn er dann in die braunen Augen Kittys blickte, die so groß und kinderscheu zu ihm aufschauten, dann verflog seine Mißstimmung, und er gab sich ganz dem Glück der Gegenwart hin.

Nach Tisch ergriff er die Gelegenheit, Papa Gehrmann in einen Winkel zu ziehen und ihn zu fragen, wie und auf welche Weise er nach Schloß Weferlingen gekommen sei.

Der königliche Kommissionsrat zwinkerte listig mit den kleinen Aeugelein und sagte: „Die Frau Baronin hat mich in einer Angelegenheit um Rat gebeten, und da ich ein Freund des seligen Landrates war, so mochte ich ihr die Bitte nicht abschlagen. Deshalb sehen Sie mich hier."

„Und darf man wissen, welcher Art diese Angelegenheit ist?"

„Eigentlich nicht — aber da Sie es sind, will ich's Ihnen anvertrauen: es handelt sich nämlich um den zukünftigen Schwiegersohn —"

„Papa Gehrmann — scherzen Sie nicht!" unterbrach ihn Henning.

„Fällt mir gar nicht ein, Rittmeisterchen. Wir haben tatsächlich über den zukünftigen Schwiegersohn verhandelt! Und da dieser Mann mir verwandtschaftlich nahesteht und ich ihn sehr gern mag, so riet ich der Frau Baronin, dem Menschen nur getrost ihr Töchterchen anzuvertrauen. Und nun, Rittmeister, seien Sie nicht so langweilig — heute abend müssen wir noch Verlobung feiern! Morgen reise ich wieder ab und Sie rücken in aller Frühe wieder ins Manöver. Da geht Fräulein Kitty — alle Wetter, Rittmeisterchen, die Zeiten scheinen sich wahrhaftig geändert zu haben, daß ich alter Bursche Ihnen zeigen muß, wie man einen Heiratsantrag bei einem jungen hübschen Mädchen anbringt! Zur Attacke, Rittmeisterchen, sind doch sonst ein schneidiger Reitersmann!"

„Papa Gehrmann," versetzte Henning gerührt, „Sie sind doch ein ganz prächtiger, lieber Kerl —"

„Schmeicheln mir, Henning, mein Junge. Aber nun fix —"

„Wie soll ich Ihnen im Namen Kittys danken? Denn, Papa Gehrmann, wir beide sind schon längst einig — es lag nur noch an Kittys Mutter —"

„Die Frau Baronin hab' ich jetzt überredet. — Aber nun kein Wort von Dank mehr! Wenn ich Euch jungem Volke die Wege zum Glück etwas geebnet habe — na, mir hat es Freude gemacht und — meiner Käthe auch. Na ja — ich kann es ja sagen — Käthe hat mich hergeschickt!"

„Wie? Käthe weiß —? Sie? Die Großmütigste — Edelste von allen."

„Ja, nun ist es zu spät, Rittmeisterchen! Jetzt

nimmt meine Käthe Sie doch nicht mehr. Käthe ist voller Glück in ihrem neuen Berufe. — Also, soll ich mit der Baronin sprechen?"

„Tun Sie es bitte — ich spreche inzwischen mit Kitty."

Er eilte Kitty nach, die soeben auf die Terrasse getreten war, um den Kaffeetisch zu ordnen.

Aber Papa Gehrmann und die Baronin warteten vergeblich, Henning und Kitty kehrten nicht zurück.

Endlich begab sich die Baronin auf die Veranda — richtig, da saßen Henning und Kitty in einer lauschigen Ecke — Hand in Hand — und plauderten, und von Zeit zu Zeit schlang Henning den Arm um Kitty und küßte sie. Und Kitty wehrte sich gar nicht, sondern lag glücklich und selig im Arm des Geliebten.

— — — — — — — —

An demselben Abend gab es noch ein fröhliches Verlobungsfest, an welchem auch die braven Dragoner auf dem Wirtschaftshof teilnahmen, indem Papa Gehrmann ihnen aus dem nächsten Wirtshause mehrere Fässer Bier holen ließ.

Der Wachtmeister schickte einen Reiter nach dem Regimentsquartier, teilte dem Herrn Regiments-Adjutanten das freudige Ereignis mit und ließ für den anderen Morgen um die Regimentsmusik zu einem Ständchen bitten.

Am Morgen in aller Frühe formierte der Wachtmeister die Schwadron auf dem Schloßhofe, und als Kitty eben aus ihren glücklichen Träumen erwachte,

da schmetterten die Trompeten und die Dragoner riesen dem Bräutchen des Rittmeisters ein brausendes Hurra zu.

Dann ritten sie ab — kaum daß Kitty Zeit fand, Henning Lebewohl zu sagen.

Lange noch stand sie am Fenster und winkte mit dem Tuche und in der Ferne verhallte das Lied der Dragoner:

„Ja, treu ist die Soldatenliebe —
Ja Liebe — ja Liebe — —“

*

In seinem Zimmer saß der Oberst v. Bartfeld und hielt den Brief in der Hand, in dem Henning ihm seine Verlobung mitteilte. Er dachte an die Stunde im Park von Schloß Weferlingen, wie er vor Jahren Henning gewarnt, der Stimme seines Herzens Gehör zu schenken.

Und nun war es doch so gekommen, wie er damals gefürchtet!

Jahre lagen zwischen damals und jetzt, Jahre des Kämpfens und des Ringens, aber die Stimme des Herzens hatte niemals geschwiegen und die Liebe hatte den Sieg davongetragen.

„Was ist all unser Denken und Wünschen, meine liebe Käthe,“ sagte er mit nachdenklichem Lächeln zu dieser, welche neben ihm stand. „Du solltest meine liebe Tochter werden — und jetzt ist doch alles so ganz anders gekommen!“

„Und es ist gut, daß es so gekommen ist," flüsterte Käthe tief bewegt und beugte sich zärtlich über den alten Mann.

„Ist das dein Ernst, Käthe? Ist es denn gar so leicht, auf seines Herzens Wunsch zu verzichten, mein armes Kind?" fragte der Oberst mit Innigkeit und sah ihr ins Gesicht.

„Nein, Vater —" entgegnete Käthe mit leise bebender Stimme — „es ist nicht leicht. Aber wenn man nur das Glück des geliebten Mannes vor Augen und im Herzen hat — dann gewinnt man den Sieg auch über sein eigenes Wünschen. Und diese entsagende Liebe hat mir das Glück meines Lebens als höchsten Lohn gebracht."

„Käthe —"

Er zog das edle Mädchen an sich. Sie sank vor ihm in die Knie und barg ihr Haupt in seinem Schoß und weinte leise. Sanft streichelte er ihren blonden schlichten Scheitel.

Dann richtete sie sich empor und blickte ihn lächelnd an, während ihre Augen in schweren Tränen schimmerten.

„Das Glück der anderen soll fortan auch mein Glück sein," sagte sie mit bebender Stimme. „Nun beginne ich erst recht mein Opferleben — um der Liebe Christi willen."

„Ja, wenn du nun auch zu den Bräuten Christi gehörst, so bleibst du doch fortan meine liebe, teure Tochter. Und kommt einstens meine letzte Stunde, so schließe du meine müden, brechenden Augen."

„So Gott will. Wir bleiben eins im Gebet, eins in der Liebe, eins in dem Streben zu Erreichung

des höchsten Glückes. Was wollen bei so hohem Siegespreis die kleinen Opfer entsagender Liebe bedeuten?"

„So habe auch ich meinen Teil an dem Glück," sagte der alte Oberst tief bewegt und schloß sie in seine Arme.

Regungslos blieb sie an seiner Brust liegen, in ihrem Herzen wohnte der Frieden, der höher ist, als alles Glück auf Erden.